

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

31. JAHRGANG 4 2002





Laudenbach, Grabmal des Feldherrn Melchior Graf Hatzfeld in der katholischen Bergkirche nach seiner Wiederaufstellung 2002.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

4 / 2002 31. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheuber-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolai-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
E-mail: nachrichtenblatt@lda.bwl.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-Würt-
temberg bei. Sie ist kostenlos
bei der Geschäftsstelle der Denkmal-
stiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,
erhältlich.

Inhalt

- 197 Editorial
Wolf Deiseroth / Volker Osteneck
- 199 Denkmaltopografie Baden-
Württemberg
... ein wesentlicher Beitrag
zum Heimatgefühl?
Gitta Reinhardt-Fehrenbach
- 207 Das Grabmal des Melchior
von Hatzfeld in der Bergkirche
zu Laudenbach (Stadt Weikers-
heim / Main-Tauber-Kreis)
Beiträge zu seiner kultur- und kunst-
historischen Bedeutung und
seiner Schadens- und Restaurierungs-
geschichte
- 208 Die kultur- und kunsthistorische
Bedeutung des Hatzfeld-Grabmals
in Laudenbach
Judith Breuer
- 221 Die Leidens- und Restaurierungs-
geschichte des Grabmals
Otto Wölbart
- 227 Naturwissenschaftliche und
technische Untersuchungen
zu den Ursachen der Zerstörung
und zur Entwicklung eines
Restaurierungsverfahrens
Gabriele Grassegger
- 232 Bericht über die aktuelle
Restaurierung
Georg Schmid
- 236 Bauphysikalische Verbesserung
der Grabkapelle und die Ent-
wicklung der Tragkonstruktion
im Kern des Grabmals
Robert Vix
- 238 Wiederherstellung der ehemaligen
Schlosskapelle Schmiedelfeld
Grenzen der Umsetzung einer denk-
malpflegerischen Konzeption
Ulrike Roggenbuck-Azad
- 243 Das wieder gewonnene Stifter-
epitaph der Schmiedelfelder
Schlosskapelle
Ein Puzzle mit vielen Unbekannten
Silke Günther
- 249 Befunde aus der
„Archäologischen Wüste“:
Die Stiftskirche und
das Alte Schloss in Stuttgart
Hartmut Schäfer
- Denkmalporträt
- 259 Auf den Spuren Rulamans
Hofgut Weinland
auf Hohenwittlingen bei Bad Urach
Iris Fromm-Kaupp
- 261 Ein Provisorium von 1950
steht heute noch
Tankstelle in Friedrichshafen,
Werastraße 18
Cornelia Lindenberg
- 263 Ausstellung
Alamannenmuseum Ellwangen
- 263 Personalien

Editorial

Wolf Deiseroth / Volker Osteneck

Die „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“, die mit dem Band „Staufen-Münstertal“ im Februar 2002 eröffnet wurde, ist nicht nur eine neue Publikationsreihe des Landesdenkmalamtes; sie ist zugleich der Beitrag des Landes Baden-Württemberg zum länderübergreifend angelegten Werk „Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland“, von dem seit den 1980er Jahren u. a. in Niedersachsen, Hessen, Bayern und Rheinland-Pfalz eine stattliche Anzahl von Bänden erschienen ist. Ein Vergleich dieser Bände mit dem baden-württembergischen Beispiel zeigt neue formale und inhaltliche Charakteristika, die sich ebenso wie das Erscheinen zum jetzigen Zeitpunkt aus der besonderen Art und Geschichte der Inventarisierung in Baden-Württemberg ergeben haben.

Das 1971 verabschiedete Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg schreibt keine Denkmalliste vor. Erst 1977 wurden in der Verwaltungsvorschrift „Kulturdenkmallisten“ für die Erfassung der Kulturdenkmale des Landes in einer nachrichtlichen Denkmalliste einheitliche Richtlinien vorgegeben. Von da an nahm die zum Teil schon in den 1960er Jahren begonnene Listen-Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmale und der archäologischen Denkmale ihren flächendeckend konzipierten Verlauf.

Seit Anfang der 1980er Jahre wurde – nicht zuletzt wegen der fortschreitenden Arbeit der Listen-Inventarisierung – der Blick auf die historischen Stadt- und Dorfkerne des Landes gelenkt, für die das Denkmalschutzgesetz gemäß § 19 den Schutz ihres Erscheinungsbildes vorsieht, sofern sie als Gesamtanlagen definiert werden können. Um den reichen Bestand dieser Gesamtanlagen zu erfassen und diese Kernbereiche im Zusammenhang mit den sie prägenden Kulturdenkmälern einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen, wurde im Landesdenkmalamt der „Ortskernatlas Baden-Württemberg“ entwickelt. Hauptaufgabe war die Darstellung topographischer Zusammenhänge, wie an den Abschnitten „Geographische Lage und Verkehrseinbindung“, „Städtebauliche Entwicklung“ und „Zusammenhängende historische Bebauung nach Straßen und Plätzen“ zu erkennen ist. Auch die Kartographie spielte eine große Rolle. Vom Ortskernatlas erschienen zwischen 1984 und 1998 insgesamt 21 Folgen, in denen 38 Altstädte und Dorfkerne unterschiedlichster Form und Struktur in konzentrierter Form textlich, bildlich und kartographisch dargestellt

wurden. Die späteren Hefte wurden noch um Kapitel ergänzt, die archäologische und konservative Aspekte aufzeigen.

Mit dem Fortschreiten der landesweiten Inventarisierung der Kulturdenkmale in Listen rückte die Frage einer systematischen topographischen Darstellung des umfangreichen Denkmalbestandes in Baden-Württemberg mehr und mehr in den Vordergrund der wissenschaftlichen Arbeit des Landesdenkmalamtes. Da der Ortskernatlas diesem Anliegen von seiner ursprünglichen Konzeption und Zielsetzung her nur eingeschränkt und nicht flächendeckend entsprach, wurden im Landesdenkmalamt seit 1996/97 verschiedene topographische Modelle erprobt, die einerseits dem besonderen Charakter der hier bislang geleisteten Inventarisierungsarbeit und den reichen Erfahrungen einer inzwischen 15-jährigen Redaktionsarbeit für den Ortskernatlas gleichermaßen Rechnung tragen konnten, andererseits die Entwicklung in der Topographie-Schreibung innerhalb des oben erwähnten bundesweiten Projektes nicht außer Acht ließen.

Die neue Grundidee war, alle Kulturdenkmale eines Gebietes nach den gleichen Gesichtspunkten darzustellen, also sowohl Bau- und Kunstdenkmale als auch archäologische Denkmale. Das bedeutete eine wesentliche Erweiterung gegenüber den bisher erschienenen Topographiebänden anderer Bundesländer. Diese lehnen sich an 1976 verabschiedete Richtlinien an, die die Darstellung archäologischer Objekte nicht vorsahen – ein Defizit, das eine Reihe von Topographiebänden durch archäologische Einführungskapitel auszugleichen suchte. Die Entscheidung einer gemeinsamen Darstellung machte die Weiterentwicklung der Kartographie notwendig, um die archäologischen Denkmale einzeichnen zu können. So kamen in den Karten zu den bisher üblichen Farben Rot für Baudenkmale, Grün für denkmalwerte Gärten, Parks usw., Blau für Denkmale des Wasserbaus und Violett für die Grenzen der Gesamtanlagen ein erdiges Ocker für die Denkmale der Vor- und Frühgeschichte und ein tiefes Grün für die Denkmale der Mittelalter-Archäologie hinzu.

Hauptkarte ist die Topographische Karte 1:25 000. Auf ihr sind alle Kulturdenkmale eingezeichnet, desgleichen die Bereiche umrahmt, für die Ausschnittkarten im gewohnten Maßstab 1:5000 angefertigt wurden. Dort wo sich archäologische und Bau- und Kunstdenkmale zu

sehr überschneiden, zeigt ein Schatten an der Umrahmung der angezeigten Ausschnitte an, dass es zwei Karten gibt, eine für die Bau- und Kunstdenkmale, eine zweite für die archäologischen Denkmale. Neu ist auch die Kennzeichnung der etwa zu einem denkmalwerten Hof gehörenden Freiflächen mit einem leicht aufgerasterten Rot, während die bauliche Strukturen anzeigende rosa Farbe zusammen mit einem hellen Grün für Geländestrukturen auf die Bereiche einer Gesamtanlage beschränkt ist.

Große Arbeit erforderte auch die Gestaltung der Denkmalliste in der Topographie. Jedes Kulturdenkmal sollte in Bild und Text behandelt werden, auch die archäologischen Denkmale, wobei dort je nach Art des Denkmals statt eines Fotos auch die Abbildung einer Zeichnung oder eines Fundstücks genommen werden konnte. Die Texte zielten auf eine knappe Charakterisierung der jeweiligen Objekte als Ergänzung zum Bild. Das Aufzählen von Geschossen wurde daher ebenso vermieden wie ein Hinweis auf die Definitionen des Denkmalschutzgesetzes.

Die Erarbeitung eines Pilotbandes sollte klären, mit welchem Zeit-, Personal- und Materialaufwand ein für das ganze Land tragfähiges Konzept zur Darstellung des aktuellen Bestandes an Denkmalen entwickelt werden konnte. Am Gesamtaufkommen der Kulturdenkmale des Landes gemessen, stellte das 1998 ausgewählte Gebiet der Verwaltungsgemeinschaft Staufen und Münsterthal im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald zwar nur eine relativ kleine „Bearbeitungseinheit“ dar. Doch bot dieses Gebiet anders als etwa das an Denkmalen deutlich reichere Stadtgebiet von Freiburg den wesentlichen Vorteil einer komplett vorliegenden aktuellen Erfassung aller in Frage kommenden Objekte. Für die im Landesdenkmalamt (Referat Inventarisierung) tätigen wissen-

schaftlichen Bearbeiter des Pilotbandes blieb dennoch sehr viel zu tun, bis alle benötigten Text- und Abbildungsvorlagen einschließlich der Kartographie zum Herbst 2001 erstellt, redaktionell zusammengefasst und als druckfähiges Konvolut abgeschlossen werden konnten.

Das bisher überwiegend positive Echo auf die Veröffentlichung der ersten Folge der neuen „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“ zeigt, dass die schwierige Aufgabe weitgehend bewältigt wurde und der vorliegende Band somit auch der Weiterarbeit am Gesamtprojekt die Richtung weisen kann. Zur Entstehung dieses ersten Bandes haben viele Kolleginnen und Kollegen beigetragen. Außer den Autorinnen und Autoren, deren Engagement hinter jeder Zeile, hinter jedem Bild zu spüren ist, wäre hier besonders Herr Prof. Dr. Hubert Krins zu nennen, der das Projekt Topographie in seiner Anfangsphase stark unterstützte.

Ein wesentlicher Schritt für die Zukunftssicherung der Denkmaltopographie Baden-Württemberg ist in der endgültigen Festlegung publikationsfähiger Bearbeitungsgebiete in den vier Regierungsbezirken des Landes zu sehen. Ein Grundgerüst ist vorhanden, das Programm ist für die nächsten Jahre konkretisiert und wird ständig fortgeschrieben. Vorgesehen sind in diesem Zusammenhang u.a. auch die Fortsetzung der Arbeiten im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald sowie ein erster Band für Karlsruhe. In Bearbeitung ist darüber hinaus seit 1999 das Stadtgebiet von Ludwigsburg mit seinen sechs Ortsteilen bzw. dörflichen Eingemeindungen. Dieser auf ca. 430 Seiten geschätzte zweite Band der Topographiereihe soll im Laufe des Jahres 2004 erscheinen, wenn Ludwigsburg das Jubiläum seiner 300-jährigen Schlossgründung als Ausgangspunkt seiner Stadtgründung zu feiern gedenkt.

Denkmaltopographie Baden-Württemberg ... ein wesentlicher Beitrag zum Heimatgefühl?

Die „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“ ist eine neue Publikationsreihe des Landesdenkmalamtes (vgl. hierzu das Editorial in diesem Heft). Der erste Band dieser Reihe über die Stadt Staufen und die Gemeinde Münstertal konnte am 19. Februar 2002 im historischen Stubenhaus in Staufen vorgestellt werden. Dabei wurde ein einführender Vortrag gehalten, der hier leicht geändert abgedruckt wird.

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

Was genau bedeutet „Topographie“? Im Duden finden wir unter diesem Begriff drei Erklärungen für verschiedene Wissenschaftsbereiche, die Geographie, die Meteorologie und die Anatomie: Für die Geographie bedeutet Topographie die Beschreibung und Darstellung geographischer Örtlichkeiten; für die Meteorologie die kartographische Darstellung der Atmosphäre und für die Anatomie die Beschreibung der Körperregionen und der Lage der einzelnen Organe zueinander. Nimmt man alle drei Definitionen zusammen und wendet sie auf die Denkmalkunde an, kommt man dem Inhalt des Buches näher. Es werden die geographischen Örtlichkeiten beschrieben, das historische Umfeld, in denen der Mensch gewirkt hat; einzeln aufgeführt werden die dort vorhandenen Denkmale und ihre Beziehungen zueinander. Mit diesem Band liegt also keine Ortschronik vor, kein Buch, das seinen Inhalt zum großen Teil aus geschriebenen Quellen bezieht. Dieses Buch zeigt Geschichte, Entwicklungen und Gegenwart anhand von Kulturdenkmalen, meist baulichen

Zeugnissen menschlichen Tuns auf. Das Wort bauliche Zeugnisse ist dabei weit gefasst, es beinhaltet neben Gebäuden u.a. auch Bergbauspuren, archäologische Bodenzugnisse, Wegekreuze oder Grenzsteine. Alle erfassten Kulturdenkmale in den beiden Gemeinden Staufen und Münstertal werden in Wort und Bild dargestellt und für den Benutzer anschaulich gemacht. „Alle Kulturdenkmale“ bedeutet nicht alle so genannten „alten Gebäude“ oder „alten Dinge“, sondern, wie das Gesetz sagt, Sachen oder Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Die farbige Kartenbeilage ermöglicht einen raschen Überblick über die Denkmallandschaft und stellt jedes Einzeldenkmal in seinen räumlichen Zusammenhang.

An einigen Beispielen soll der Inhalt der Denkmaltopographie erläutert werden:

Lange vor der Stadtgründung Staufens existierte ein gleichnamiges Dorf am Fuße des Schloss-



1 Blick durch die Hauptstraße zur Burg ruine Staufen.



bergs, im Umgebungsbereich der Kirche. Reste einer unstrukturiert scheinenden Bebauung, die in ihrer Lage und Ausrichtung auf das Dorf zurückgehen, sind in der Kirchstraße, der Spitalstraße und zu Beginn der St. Johannesgasse zu finden. Am Gebäude St. Johannesgasse 2 ist dies gut zu erkennen. Es wurde im Jahre 1477/78 erbaut, also lange vor der weitgehend geschlossenen südöstlichen Randbebauung des Kirchplatzes. Es steht heute gleichsam isoliert in der späteren, sich an Regelmäßigkeiten orientierenden Bebauung.

Im Kornhaus finden wir die Spuren der früheren Stadtgestalt im Keller. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war das Gebäude, das sich anstelle des Kornhauses befand, wesentlich schmaler, es fluchtete mit dem Gebäude Freihofgasse 1. Der Zugang zum Freihof, einem schon im Mittelalter bedeutenden Bauwerk war also wesentlich weiter. Erst unter den Schauenburgern, die die Herrschaft Staufen ab 1628 innehatten, wurde das Kornhaus in seiner jetzigen Gestalt errichtet, die Gasse also verengt.

Die Lilienhofschule, 1953/54 nach den damaligen pädagogischen Vorstellungen mit Bezug zur umliegenden Grünfläche gebaut, befindet sich, wie man anhand alter Pläne erkennt, im ehemaligen Schlossgarten. Ihren Namen erhielt die Schule vom 1780 erbauten Lilienhof, einem landwirtschaftlichen Anwesen, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Beim Aushub für den Bau der Schule traten römische Gefäßscherben aus vespasianischer Zeit (1. Jh. nach Chr.) zutage. Zeugnisse dafür, dass dieser Platz zu den früh besiedelten Bereichen Staufens zählt. Lilienhofschule,

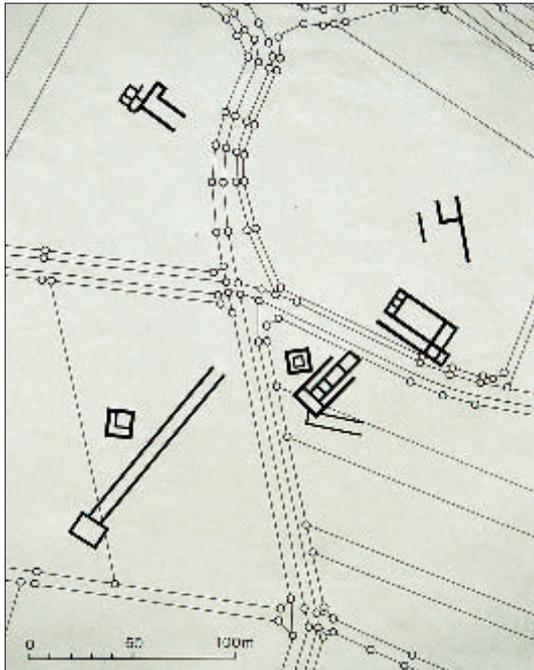


2 Staufen. Das Gebäude St. Johannesgasse 2 steht heute gleichsam isoliert in der späteren, sich an Regelmäßigkeiten orientierenden Bebauung des Kirchplatzes.

3 Im Keller des Kornhauses (Hauptstraße 57) ist zu erkennen, dass der Vorgängerbau wesentlich schmaler war und den ungeminderten Blick auf den Freihof erlaubte.

4 Ein geschlossenes Straßenbild zeigt die Zeile an der Hauptstraße beidseits der Nr. 58.





5 Römischer Gutshof in Staufen-Grunern, Umzeichnung einer geoelektrischen Aufnahme. Gut zu erkennen das Hauptgebäude (oben rechts) und das Bad (oben links).

Schlossgarten und römische Siedlungsreste, an einem Platz Denkmale aus verschiedensten Zeitstufen.

Archäologische Denkmale sind oftmals mit dem bloßen Auge nicht zu erkennen. Dies trifft auch auf den ehemaligen römischen Gutshof in Grunern-Sahlenbach im Gewann „In der Lehnen“ zu. Das Anwesen, das sich heute in einem landwirtschaftlich genutzten Gebiet befindet, wurde erst durch geoelektrische Messungen nachgewiesen. Es setzt sich zusammen aus einem Wohnhaus mit mehreren Räumen, einem Bad, einem kleinen Tempel sowie Nebengebäuden. Der Gutshof datiert in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Was für die eben genannten archäologischen Denkmale gilt, trifft auch auf die denkmalwerten Überreste des für Staufen und das Münstertal so bedeutenden Bergbaus zu. In der „Topographie Staufen – Münstertal“ findet sich im Textteil dazu eine Einführung. Die Denkmaltopographie liefert jedoch kein Gesamtverzeichnis der Zeugnisse des Bergbaus auf beiden Gemarkungen, sie zeigt und beschreibt Geländespuren, die Denkmalcharakter haben.

In Rammersbach, im Gewann „Schlossberg“, konnte ein sehr seltenes jungsteinzeitliches Bergwerk lokalisiert werden – d.h. aus der Zeit von der Mitte des 6. bis 3. Jahrtausends v. Chr. Mit Steinschlägeln wurde dort Hämatit, Roteisenerz, abgebaut. Es diente zur Gewinnung des in allen prähistorischen Epochen begehrten roten Farbstoffes.

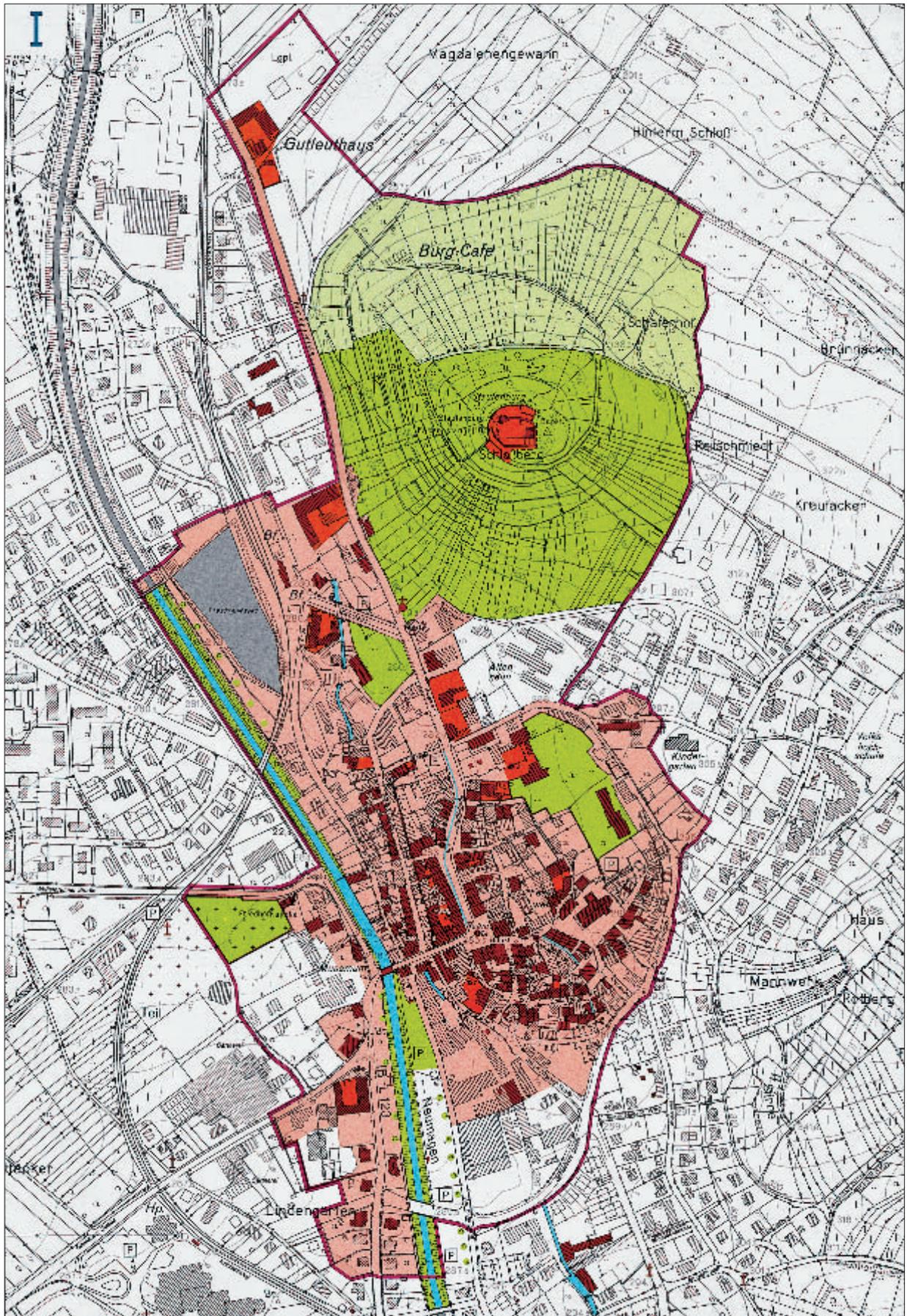
In Grunern im Gewann „Galgenhalden“ stößt man auf Abbauspuren mittelalterlichen Silberbergbaus. Die Gruben sind bereits 1028 urkundlich erwähnt und zählen zu den ältesten historisch überlieferten mittelalterlichen Bergwerken.

Im Gelände gut zu erkennen sind die oberhalb des Steinbruchs gelegenen großen Verhaue. Überregional bekannt ist das Schaubergwerk Teufelsgrund, das zu einem ausgedehnten, bereits im Mittelalter bedeutenden Bergbaurevier gehört. Angegliedert ist heute ein bergbaukundlicher Wanderweg, der die bergbaulichen Strukturen erläutert. Selbst in Staufen, in der Albert-Hugard-Straße ist im Gasthof Felsenkeller bei genauem Hinsehen im hinteren Bereich des dortigen Vorratskellers der Bergbau noch heute präsent. Lagerstätten von Brauneisenerz, vielleicht auch Schwespat, wurden dort im Spätmittelalter abgebaut. Der Stollen ist mit Schlägeln und Eisen in den Fels gehauen. Nicht in Geländespuren oder Stollen, sondern als Bauwerk bezeugt das Verwaltungs- und Werksgebäude des ehemaligen Poch- und Walzwerkes in Mulden-Untermünstertal Weiterverarbeitung des im Bergbau gewonnenen Materials.

Die sagenumwobene Bergbaustadt Münster ist in den letzten Jahren durch archäologische Ausgrabungen einer größeren Öffentlichkeit bekannt geworden. In dieser einst blühenden Stadt wurden eigene Münzen geprägt, die als Münzbild einen Elefanten zeigen. Bauten, die auf Münster weisen könnten, kann der Durchreisende in der städtisch anmutenden Häuserzeile Münster 74 bis 88 erkennen. Ohne sie unmittelbar bis ins Mittelalter zurückverfolgen zu können, legen ihre Aufreihung entlang der Straße und ihre Baugestalt den Schluss nahe, dass es sich hier um Reste städtischer Siedlungsstruktur handelt.

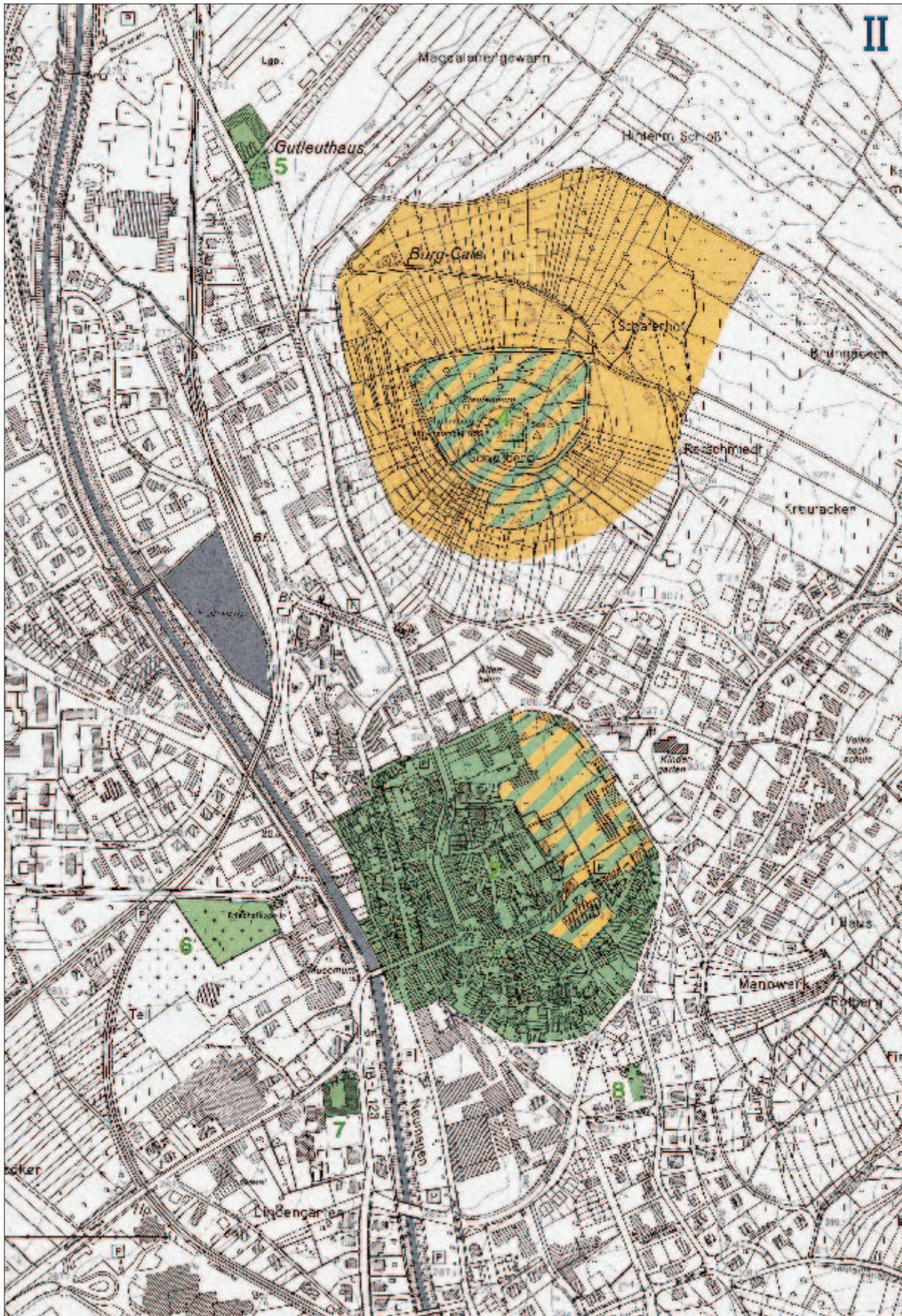


6 Abbauspuren mittelalterlichen Silberbergbaus in Staufen-Grunern. Im Gelände gut zu erkennen sind die großen Verhaue.



7 u. 8 Der Stadtkern von Staufen im Kartenbild der Denkmaltopographie (im Original M. 1:5000). Links die Bau- und Kunstdenkmale in den Farben rot, grün und blau, wobei die ortsbildprägenden Bereiche innerhalb der Ge-

samtanlage (violett umrandet) zusätzlich rosa unterlegt sind. Rechts die Denkmale der Vor- und Frühgeschichte in Braun und die Denkmale der Mittelalterarchäologie in tiefem Grün.





9 So genannter „Elefanten-Brakteat“, eine in Münster geprägte Silbermünze.

Nach dem Niedergang der Bergbaustadt wurde das Gelände mit einzelnen Höfen bebaut. Einer davon ist das Gebäude Felsengasse 3, ein Eindachhof mit stehender, verblatteter Dachkonstruktion, der 1718 errichtet wurde.

Anhand des Sattelgrundhofes im Obermünstertal lassen sich die charakteristischen Merkmale des Münstertäler Hauses – des in dieser Region vorherrschenden Typus des Schwarzwaldhofes – erläutern. Das Münstertäler Haus steht mit seinem First in der Regel parallel zur Höhenlinie. Ein Großteil der Höfe weist noch die ursprüngliche Holzkonstruktion, eine Ständer-Bohlenbauweise auf. Der Grundriss des Wohnteils ist zweiraumbreit, die quadratische Grundfläche in vier nahezu gleich große Abschnitte geteilt. Eine Besonderheit ist der Brunnenschopf, ein langer Gang, der die bergwärts gelegene Traufseite vom Hang absetzt und das Gebäude gegen Hangfeuchtigkeit schützt. Der Zugang zum Wohnteil erfolgte bei den Münstertäler Häusern ursprünglich vom Brunnenschopf, später von der Giebelseite aus in die Küche, in der sich auch eine kurze Stiege zum Obergeschoss befand. Datierbar sind die Münstertäler Häuser in erster Linie an ihrer Dachkonstruktion. Die ältesten Gebäude zeigen einen so genannten stehenden Stuhl mit langen Steigbändern, fast immer rauchgeschwärzt; die jüngeren Konstruktionen sind liegend abgezimmert. Die bislang älteste bekannte Konstruktion eines Münstertäler Hauses aus dem Jahre 1680 findet

sich im Gebäude Stampf 12. (Benutzerfreundlicher Bestandteil der Topographie ist ein Glossar, in dem Fachausdrücke wie liegender, stehender Stuhl erläutert werden).

Beherrscht wird das Münstertal durch die beeindruckende Klosteranlage von St. Trudpert. Dem heutigen Besucher ist oft nicht bewusst, dass ein Großteil der baulichen Anlagen aus dem 20. Jahrhundert stammt. Aus dem Jahre 1624 ist eine Zeichnung überliefert, die die mittelalterliche Klosteranlage vor den umfangreichen Um- und Neubauten der Barockzeit zeigt. Der romanische Chor und die romanischen Klostergebäude waren in der Spätgotik erneuert worden. Im Dreißigjährigen Krieg waren Kirche und Klostergebäude stark beschädigt worden, es erfolgten Reparaturen und der Neubau der St. Trudpertkapelle Ende des 17. Jahrhunderts. Das Ergebnis des durchgreifenden Um- bzw. Neubaus der Anlage ist auf einer isometrischen Rekonstruktion zu sehen, die den Bestand um 1780 zeigt, ein Zustand etwa 25 Jahre vor der Säkularisation. Danach gelangten Teile des Klosters an Konrad von Andlaw, der die Gebäude als herrschaftlichen Sommersitz nutzte. Teile des Ostflügels der Klausur, der östliche Teil des Südflügels sowie sein Westpavillon wurden abgerissen, ebenso der Trakt, der nördlich an die Eingangsfront der Kirche anschloss. Die Kirche wurde Pfarrkirche. Unter den Schwestern der Kongregation vom hl. Joseph, die die Baulichkeiten – ohne Kirche – 1918 erwarben, erfolgten erneut Ausbau und Wiederherstellung der Klosteranlagen. Die Entwürfe lieferten Baurat Lorenz, der auch die Entwürfe für die Universitätskliniken in Freiburg fertigte, später Oberbaurat Graf. Das heutige Pfarrhaus entstand 1925 anstelle des Nordflügels, als einer der letzten Bauteile wurde die heutige Klosterkirche – der Kuppelbau – in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts fertig gestellt.

In dieser Denkmaltopographie werden die Denkmale nicht nur im Einzelnen beschrieben, es finden sich in den vorangestellten, einführenden

10 Die bislang älteste bekannte Konstruktion eines Münstertäler Hauses aus dem Jahre 1680 findet sich im Gebäude Stampf 12.



11 Der Sattelgrundhof, ein Münstertäler Haus aus dem Jahre 1750.



12 Münstertal, Felsengasse 3, ein Eindachhof mit stehender, verblatteter Dachkonstruktion, errichtet 1718.



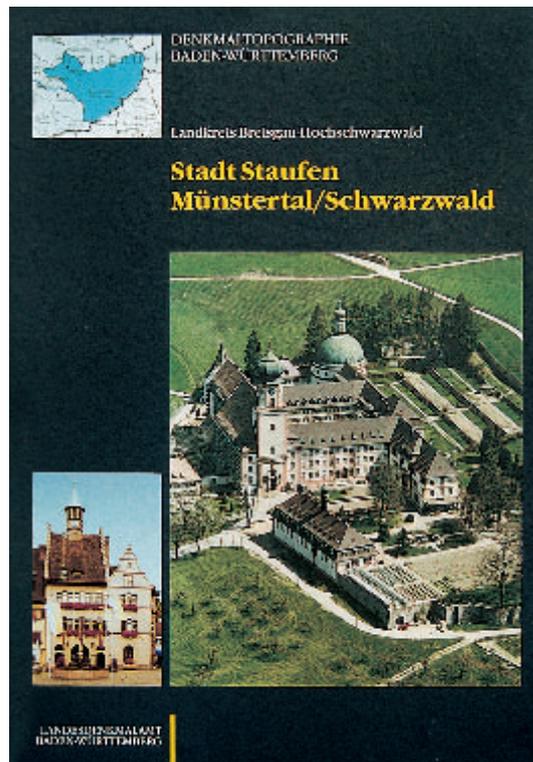
13 Die Klosteranlage St. Trudpert. Foto vom Anfang des 20. Jahrhunderts, noch ohne den Kuppelbau.

14 Die heutige Klosteranlage St. Trudpert aus der Vogelschau.



Texten und den kleinen Straßencharakteristiken Zusammenhänge zwischen Gebäuden, topographischen Orten, den Gemeinden. Nimmt man zum Beispiel die uns bisher bekannten sieben Burgruinen im Untersuchungsraum Staufen-Münstertal, lassen sich Erkenntnisse gewinnen, die über das individuelle Betrachten der einzelnen Anlage hinausgeht. Die älteste Burg lag unmittelbar beim Kloster und konnte durch ein Luftbild entdeckt werden. Die Horburg – auf Gemarkung Staufen, etwa 1,5 km östlich des Stadtkerns gelegen – und die Rödelsburg – an der südlichen Talflanke des Münstertales auf einem Bergkegel – scheinen mit der frühen herrschaftlichen Er-

schließung des Münstertals errichtet worden zu sein. Sie dienten vor allem der Sicherung der unmittelbar benachbart liegenden Silberbergwerke. Bei Festigung der Herrschaft derer von Staufen und der Herausbildung der Städte Staufen und Münster entstanden zwei neue Burgen an herausragenden Stellen, dem westlichen und östlichen Eingang zum Tal: die Burg auf dem Staufen Schlossberg und die Burg Scharfenstein. Die Burgen markieren den sich erweiternden Herrschaftsbereich. In der Niederung übernahmen zu unterschiedlichen Zeiten das Untere Schloss in Staufen und die Wasserburg bei der Stadt Münster wichtige strategische Aufgaben.



Weitere Beziehungen zwischen der Bergstadt Münster und der Stadt Staufen lassen sich an der historischen Stadtentwicklung Staufens, an Gebäuden oder Gebäudeteilen ablesen. So ist im 14./15. Jahrhundert von einem deutlichen Anwachsen der Stadtbevölkerung von Staufen auszugehen. Die Stadt wuchs über die westliche Grabenlinie hinaus und begann, das Gebiet beidseits des bestehenden Gewerbekanals einzubeziehen. Es war die Zeit, in der die Nachbarstadt Münster von kriegerischen Auseinandersetzungen sowie von starken Zerstörungen durch Hochwasser betroffen war. Vorgänge, die die dortige Oberschicht möglicherweise bewogen haben, das unsichere Tal zu verlassen und sich in Staufen anzusiedeln. Der Bau des repräsentativen Stubenhauses, 1429, könnte damit in Zusammenhang stehen.

Ein weiteres Beispiel aus der Neuzeit, in dem sich zeigt, wie Staufen und Münstertal miteinander in Beziehung stehen, ist die Trinkwasserversorgung.

Selbst einigen Bürgern von Staufen ist unbekannt, dass seit ca. 100 Jahren ein Teil des Staufener Trinkwassers aus dem Münstertal stammt. Bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts lässt sich die Trinkwasserversorgung der Stadt Staufen durch öffentliche Laufbrunnen nachweisen. Diese Brunnen wurden durch Quellen gespeist, die im Gewann Weihergärten gefasst waren. Trotz Erneuerung der Leitungen im 19. Jahrhundert stellte sich um 1890 wegen mangelnder Wassermenge, des mangelnden Drucks für höher gelegene Wohnbereiche und z.T. auch wegen der Wasserqualität die Frage, wie die Trinkwasserversorgung von Staufen auf Dauer sichergestellt werden kann. Der Blick der Gemeinde richtete sich ins Münstertal, wo nach längeren Untersuchungen eine starke Quelle, die so genannte Elendquelle, 1899 von der Stadt Staufen erworben wurde. Sie liegt in Obermünstertal im Gewann „Hinteres Elend“ – Elend leitet sich ab vom althochdeutschen „alilanti“, was Fremde, Ausland bedeutet, eine Quelle also sehr „abseits“ gelegen. Die Quelle wurde gefasst, das Wasser nach Staufen geleitet, wo es im Wasserhochbehälter, der im Gewann Süßtrunk 1901 erstellt wurde, für die Trinkwasserversorgung der Stadt nun zur Verfügung stand.

Gebäude, Konstruktionen, Geländespuren, Urkunden, Pläne, alte Abbildungen und weitere dingliche und schriftliche Quellen, aber auch Denkmaleigentümer und sachkundige Menschen lieferten die Informationen, die in diesem Buch zusammengefasst sind. Mit der vorliegenden Denkmaltopographie beginnt das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg eine Reihe, in der die Forschungsarbeiten des Amtes anschaulich gebündelt einem breiten, interessierten Publikum vorgestellt werden.

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/Breisgau

Das Grabmal des Melchior von Hatzfeld in der Bergkirche zu Laudenbach (Stadt Weikersheim/Main-Tauber-Kreis) Beiträge zu seiner kultur- und kunst- historischen Bedeutung und seiner Schadens- und Restaurierungsgeschichte

Nach neunjähriger Auslagerung steht seit März 2002 das jüngst restaurierte Grabmal für den 1658 verstorbenen kaiserlichen Feldmarschall Graf Melchior von Hatzfeld wieder an seinem angestammten Platz in der katholischen Bergkirche. Die Rettung dieses wertvollen Kulturdenkmals gelang dank einer beispielhaften Allianz, bestehend aus der katholischen Kirchengemeinde Laudenbach mit Pfarrer Gebhard Ritter und zahlreichen Förderern, zu denen außer dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Stadt Weikersheim, der Main-Tauber-Kreis, das Bistum Rottenburg-Stuttgart und eine große Zahl von Kunst- und Heimatfreunden gehörten.

Mit der kultur- und kunsthistorischen Bedeutung des Grabmals vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges und im Vergleich mit neuzeitlichen Grabmälern des Tumba-Typs beschäftigt sich der erste Beitrag von Judith Breuer, Referentin des Landesdenkmalamtes für den Main-Tauber-Kreis. Auch stellt sie die Verluste durch den Abbau von Teilen des Grabmals zu Untersuchungszwecken dar, aber auch das glückliche Wiederfinden von Bildteilen, die 36 Jahre am Grabmal fehlten und dieses heute wieder vervollständigen.

Der Laudenbacher Sarkophag hat zahlreiche Restaurierungen mit Rückschlägen hinter sich. Diese Geschichte stellt Otto Wölbert, Restaurator am Landesdenkmalamt, im zweiten Beitrag dar. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts wurden Schäden durch Pulverisierungen, insbesondere an den Reliefplatten, festgestellt. Allein dreimal wurde das Alabastergrabmal mit verschiedenen Mitteln getränkt, zuletzt 1984 mit Acrylharz. Wegen der hohen Luftfeuchtigkeit in der Grabkapelle aber blieben alle Tränkungsversuche erfolglos. Nach der letzten Tränkung traten neue schwere Schäden, nun auch Risse und Deformationen, auf.

Der neuerlichen Restaurierung gingen – beauftragt durch das Landesdenkmalamt – gründliche naturwissenschaftliche Untersuchungen voraus. Mit diesen beschäftigt sich im dritten Beitrag die mit den Untersuchungen betraute Naturwissenschaftlerin Gabriele Grassegger, Forschungs- und Materialprüfungsanstalt für das Bauwesen der Universität Stuttgart. Aufgrund ihrer Forschungen und Versuche wurde schließlich zur Restaurierung ein spezielles, auf das bereits eingesetzte Volltränkungsmaterial abgestimmtes, also ähnliches, jedoch vergilbungsfreies Acrylharz im Alabasterfarbton entwickelt. Parallel dazu wurden Vorgaben zur klimatischen Verbesserung der Gruftkapelle erarbeitet.

Restaurator Georg Schmid, der mit seinem Team die diffizile Restaurierung des Grabmals durchführte und den Wiederaufbau bewältigte, erläutert in seinem Beitrag auch anhand von Grafiken die einzelnen Schritte von der Sicherung bis zur Restaurierung, bis hin zum Wiederentstehen des Grabmals aus mehr als 200 Fragmenten.

Die technischen Einrichtungen zur Klimatisierung der Grabkapelle und die Entwicklung des Stahlkerns als inneres Tragwerk des Grabmals stellt im letzten Beitrag der dafür verantwortliche Architekt Robert Vix dar. Eine wichtige Aufgabe bei der Erhaltung des Grabdenkmals hat zukünftig die Klimaanlage in der Grabkapelle zu erfüllen. Eine solche Anlage ist – wie die gescheiterten Restaurierungen bewiesen haben – für die Erhaltung des Alabastergrabmals unverzichtbar. J. Br.



Die kultur- und kunsthistorische Bedeutung des Hatzfeld-Grabmals in Laudenbach

Judith Breuer

Hatzfeld, ein Heerführer im Dreißigjährigen Krieg

Bevor Hatzfelds Herz seine letzte Ruhestätte im württembergisch-fränkischen Laudenbach fand, hatte Melchior Graf Hatzfeld ein unstetes Leben zu meistern, ein Leben, das von den Wirren und Schrecknissen des 30-jährigen Krieges bestimmt war.

Hatzfeld wurde 1593 auf Schloss Crottorf im Westerwald, im Nordosten des heutigen Bundeslandes Rheinland-Pfalz, geboren, als Sohn des Reichsritters Sebastian von Hatzfeld. Zuerst evangelisch, dann nach der Konversion seines Vaters in Jesuitenseminaren katholisch erzogen und schon zum Diakon geweiht, entschied sich Melchior von Hatzfeld bald nach Ausbruch des Krieges zwischen evangelischer Union und katholischer Liga für den Heeresdienst und diente mehr als zwölf Jahre als Offizier in Regimentern der evangelischen Herzöge von Sachsen-Lauenburg, die im Dienst des katholischen Kaiserhauses standen. Die Kriegszüge führten ihn nach Niedersachsen, Ungarn, Schlesien, Jütland und Nord-italien. Nachdem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg aus gesundheitlichen Gründen aus dem Kriegsdienst ausgeschieden war, erhielt Hatzfeld – durch die Fürsprache des Generalissimus Albrecht von Wallenstein – das ehemals Lau-

enburgische Kommando. Als Oberst stellte Hatzfeld seine schließlich vier Regimenter dem Kaiser nach dem Vorbild Wallensteins gegen entsprechendes Entgelt zur Verfügung. Hatzfeld gehörte indes nicht zu den Vertrauten Wallensteins. Er blieb dem Kaiser treu ergeben. Die Krise zwischen Wallenstein und dem Wiener Hof, die 1634 in der Ermordung Wallensteins ihren Schlusspunkt fand, begünstigte vielmehr Hatzfelds Karriere.

1635 erhob der Kaiser die Gebrüder Hatzfeld als Dank für Treue und Einsatz in den Stand von Reichsgrafen. Melchior von Hatzfeld wurde zudem im gleichen Jahr noch zum Feldmarschall ernannt.

1631 war Melchiors Vater gestorben an den Folgen der Aufregung, die ihm das Eindringen feindlicher Soldaten in Schloss Crottorf bereitet hatte. Zuvor noch hatte er aus Fürsorge im neutralen gut befestigten Köln ein Anwesen erworben, bestimmt als Zufluchtsstätte für seine Kinder in den kriegerischen Zeiten.

Einer der Brüder Melchiors, Franz, war seit 1631 Fürstbischof von Würzburg und ab 1633 auch von Bamberg. Rechtzeitig vor der Einnahme von Würzburg durch die Schweden nach Köln geflohen, konnte Franz von Hatzfeld nach dem Sieg der Kaiserlichen 1635 wieder in seine Residenz Würzburg zurückkehren. Bei der anschließenden Neuordnung der Würzburgischen Besitzungen vergaß er seine Brüder nicht. Er bedachte Melchior und Hermann, der als Oberst auch im Kriegsdienst war, mit der Herrschaft Haltenbergstetten, die nach dem Tod des letzten erbenlosen Rosenbergers an Würzburg zurückgefallen war. So wurden Melchior und Hermann dank ihres mächtigen Bruders Herren von Gebieten im Taubertal. 1636 wurde Hatzfeld zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Westfalen, dann in Sachsen ernannt. Die Kriegszüge führten ihn ab 1641, als die Franzosen in den Krieg eintraten, auch ins Rheinland und nach Süddeutschland.

Als Lohn für seinen neuerlichen feldherrlichen Einsatz erhielt Hatzfeld 1639 die ehemals kurmainzische Grafschaft Gleichen in Thüringen. Eine bedeutende Gebietserwerbung glückte Hatzfeld 1641, und zwar die Erwerbung der Herrschaft Trachenberg in Schlesien, die nach der Hinrichtung des mit Wallenstein verbundenen Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch vom Kaiser konfis-



1 *Porträt des Melchior Graf von Hatzfeld, Kupferstich nach 1641.*

ziert worden war. Bis 1645 konnte Hatzfeld die Anspruchsanteile anderer Anwärter ablösen und Trachenberg sogar als Erblehen beanspruchen. 1641 erwarb Hatzfeld schließlich die Vogtei Laudenburg und wurde damit Eigner der der Gottesmutter geweihten Bergkirche.

Hatzfeld war – so schreiben seine Biografen – ein solider Praktiker der Kriegsführung. Eine Beute gier, wie manch anderer Heerführer sie entwickelte, soll ihm fremd gewesen sein. Hatzfeld wird weiter beschrieben als ruhig, sachlich, diplomatisch, integer und zuverlässig. In dieses Charakterbild passt seine unerschütterliche Kaiser treue. Auch wird seine religiöse Toleranz hervorgehoben, die sicherlich auf der Erfahrung beider Konfessionen in seiner Kindheit beruhte.

Ein vorläufiges Ende fand Hatzfelds militärische Karriere 1646 in der Schlacht bei Jankau in Böhmen, bei der die Kaiserlichen gegen die auf Wien marschierenden Schweden unterlagen. Hatzfeld geriet in schwedische Gefangenschaft. Noch im selben Jahr freigelassen, nahm er 1647 seinen Abschied aus dem Kriegsdienst.

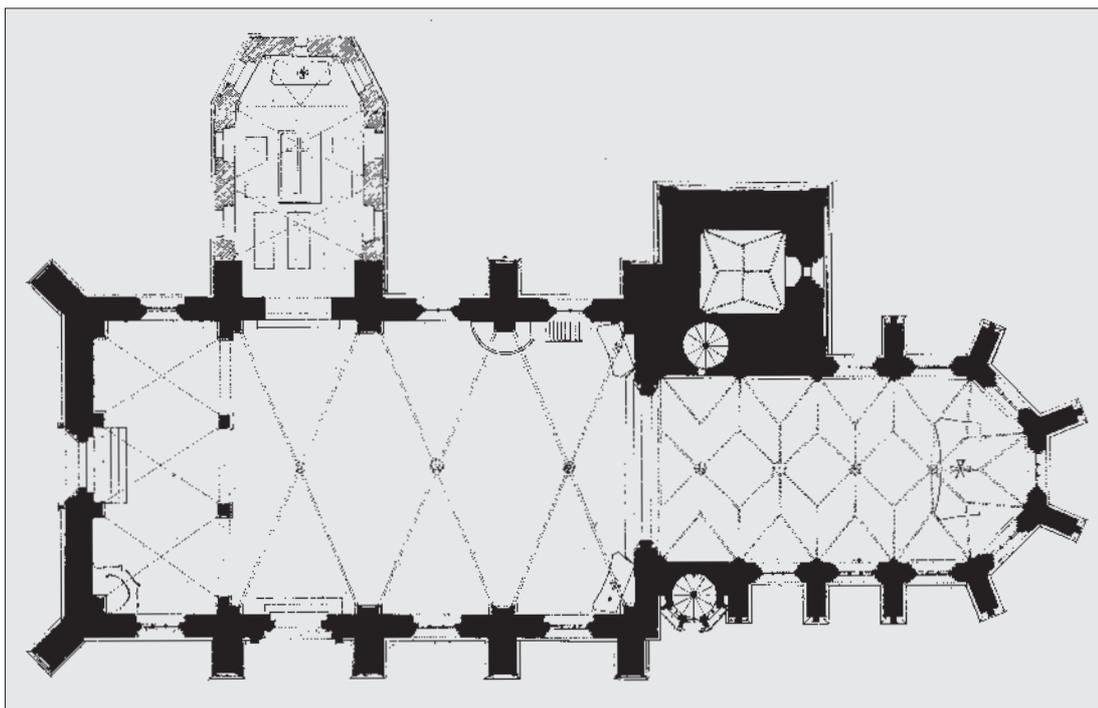
Mit Ende des Dreißigjährigen Krieges war Deutschland ausgeblutet, das Land verödet. Infolge von Übergriffen der Soldateska, von Missernten und Pestepidemien war die städtische Bevölkerung in Deutschland um ein Drittel, die Landbevölkerung sogar um 40% dezimiert worden.

Mit Beginn der Friedenszeit organisierte Hatzfelds jüngerer Bruder Hermann (1603–1673), der die süddeutschen Güter seines Bruders verwaltete, die Restaurierung der Marienwallfahrtskirche auf dem Berg über Laudenburg und die Renovierung des Schlosses Haltenbergstetten, während Melchior sich der Herrschaft Trachenberg widmete.

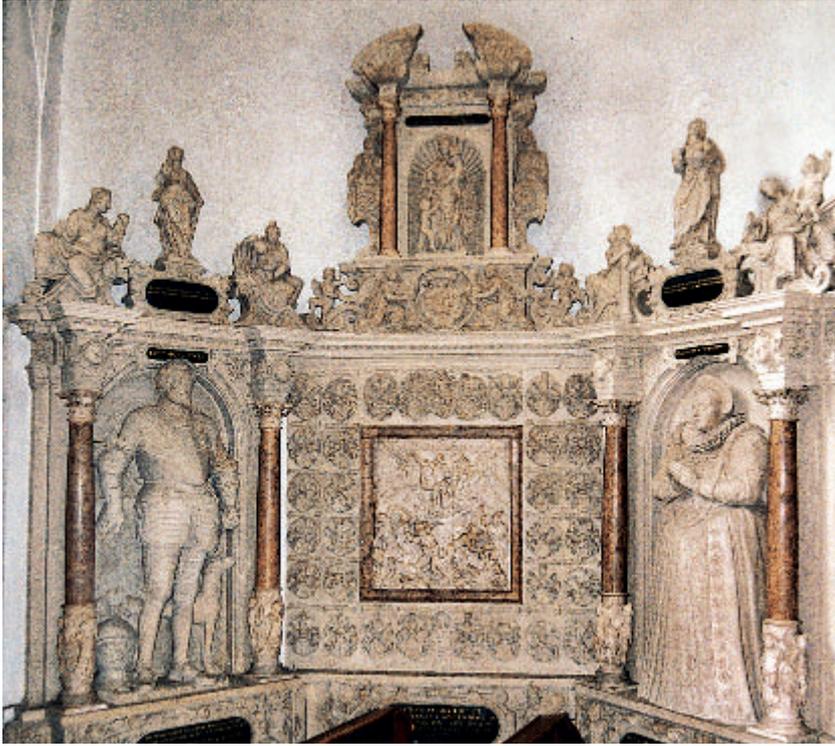


Den Frieden und seinen Reichtum konnte Melchior von Hatzfeld gute zehn Jahre genießen. 1657 aber, Hatzfeld war mittlerweile 64 Jahre alt, berief ihn der Kaiser nochmals als Heerführer. Er sollte den König von Polen gegen die bis nach

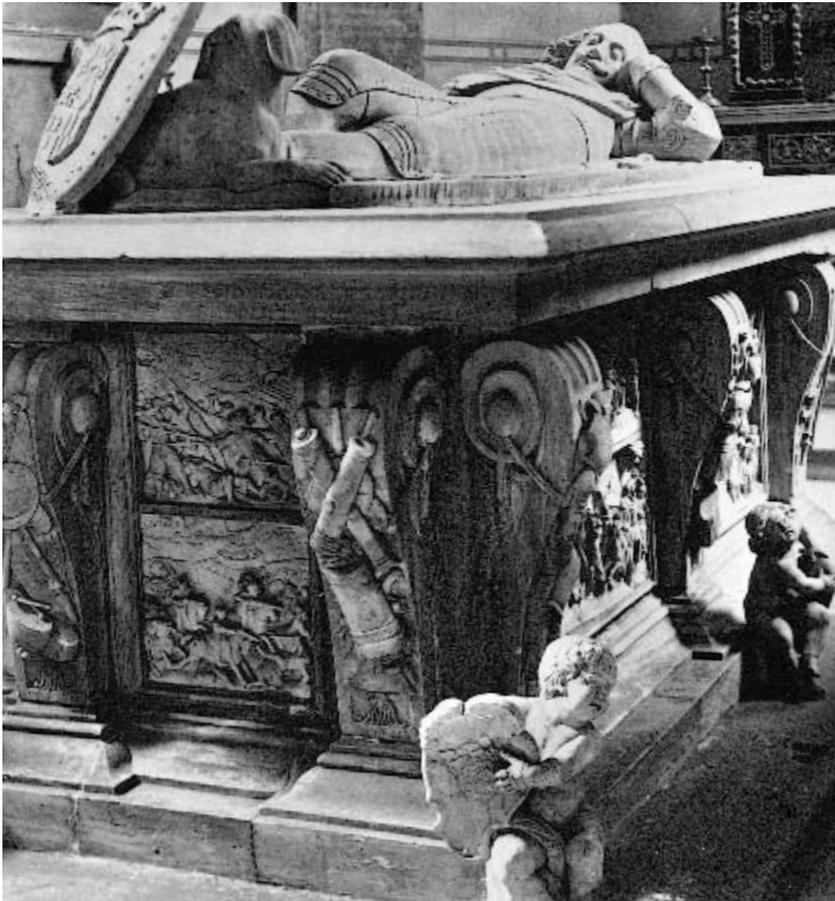
2 Laudenburg, katholische Bergkirche zur Schmerzhafte Mutter, April 2002.



3 Grundriss der Bergkirche von 1863 mit der 1748 nördlich angebauten Grabkapelle. Planarchiv Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart.



4 Wandgrabmal von Sebastian von Hatzfeld und seiner Frau Lucia geborene von Sickingen, Eltern des Melchior von Hatzfeld, in der Pfarrkirche in Friesenhagen (Kreis Altenkirchen), Bildhauerarbeit des Gerhard Wolff, um 1605. Hier sind das Mittelrelief, Kapitelle und Basen aus Alabaster gearbeitet.



5 Grabmal für das Herz des Reichsgrafen und kaiserlichen Feldmarschalls Melchior von Hatzfeld von 1659 in der katholischen Bergkirche in Laudenbach, älteste Abbildung, 1910.

Krakau vorgestoßenen Schweden unterstützen. Hatzfeld war erfolgreich; mit seinen 16 000 Soldaten befreite er die Stadt Krakau. Plötzlich jedoch erkrankte er schwer. Zurückgezogen auf Schloss Powitzko in seiner schlesischen Herrschaft Trachenberg starb Hatzfeld am 9. Januar 1658. Sein Bruder und Erbe Hermann Graf von Hatzfeld beauftragte, wie Bretschneider (1909/10) schreibt, den Wünschen des Verstorbenen entsprechend, zwei Sarkophage, einen für das Herz in der Bergkirche in Laudenbach und einen für dessen Leichnam in der Pfarrkirche St. Jakob zu Prausnitz (heute Prusnice, Polen) in der Herrschaft Trachenberg.

Die getrennt gewählte Bestattung des Herzens war damals nicht ungewöhnlich. Beispiele hierfür sind die Herzbestattungen der Wittelsbacher in der Hl. bzw. Liebfrauenkapelle in Altötting und die der kaiserlichen Familie in der Hofpfarrkirche St. Augustin in Wien.

In einem älteren Testament, das Melchior von Hatzfeld im Juli 1634 aufsetzte, nachdem er in der Schlacht bei Regensburg schwer durch einen Schuss verletzt worden war, verfügte er noch ein wesentlich bescheideneres Begräbnis. Er wollte damals in einem Bagagewagen prunklos nach Eger gebracht und dort in der Barfüßerkirche unter einem „ehrlichen Grabstein“ bestattet werden. Er verfügte zudem die Stiftung von je einer kostbaren Lampe für drei Marienheiligtümer, u.a. für die Casa Santa Maria-Loreto in Prag. Damit offenbarte sich schon damals Hatzfelds Marienverehrung, eine Verehrung, die sich bei vielen Katholiken während der Gegenreformation intensiviert hatte, vor allem nach dem Sieg am Weißen Berg bei Prag (1620) gegen die aufständischen Böhmen reformierter Konfession, den man der Fürsprache Mariens zuschrieb.

Der Vorzug einer prunkvollen Lösung und die Beauftragung eines Steinbildhauers mit den Grabmalen entsprach nicht nur Hatzfelds inzwischen höherem Stand, sondern auch der Hatzfeldschen Familientradition. Schon Sebastian von Hatzfeld ließ 1605, nach dem Tod seiner Frau Lucia geborene von Sickingen, damals noch der evangelischen Religion zugehörig, in der damals ebenfalls noch evangelischen Pfarrkirche von Friesenhagen, zu deren Pfarrei Schloss Crottorf gehört, ein aufwändiges Grabmal mit seinem und ihrem ganzfigurigen Bildnis errichten.

Der Sarkophag für Hatzfelds Herz wurde im Juli 1659 in der Bergkirche in Laudenbach aufgestellt, und zwar im Schiff. Der zweite Sarkophag wurde 1663 fertig gestellt. Er fand 1667 seinen Platz in einer eigens dafür an die Prausnitzer Jakobskirche angebauten Grabkapelle. Das Laudenbacher Grabmal erhielt seinen heutigen Standort 1748, nachdem Melchiors Nachfahren Franz

Philipp und Karl Friedrich die als Grablege bestimmte Kapelle an die Bergkirche hatten anbauen lassen.

Beschreibung der Grabmäler für Hatzfeld

Beide Grabmäler, das in Laudenbach und das in Prausnitz, sind aus Alabaster gearbeitet, das in Laudenbach komplett, das in Prausnitz aus Alabaster und – wie Restaurator Schmid nach Augenschein annimmt – aus Marmor. Bei beiden Grabmälern handelt es sich um Freigräber, und zwar Tumben, also Sarkophage mit Liegefiguren, einem Grabmalstypus, der Landesherrn, Stiftern und Patronatsherren vorbehalten blieb.

Das Laudenbacher Grabmal hat die Gestalt eines auf einem zweistufigen Sockel aufsitzenden Sarkophags von ca. 2,10 m x 0,85 m Grundfläche, auf dessen überstehender Deckplatte die als rundfigurige Skulptur gearbeitete Gestalt des Grafen Hatzfeld in Lebensgröße liegt. Hatzfeld ist durch Rüstung und Binde sowie den Kommandostab in seiner Rechten als Feldherr ausgezeichnet. Seine Füße stecken in Reiterstiefeln. Sein Kopf wird von seiner Linken gestützt und lehnt an Feldherrnhelm und -handschuh. Sein jugendliches Gesicht mit wie im Schlaf geschlossenen Augen und modisch gezwirbeltem Bart rahmt langes gelocktes Haar.

Hatzfelds rechtes Bein ist etwas angewinkelt und gibt damit Raum für die Plastik eines Hundes und des Schildes mit dem Hatzfeldschen Allianzwappen. Das Wappen zeigt von links oben gegen



6 Grabmal für das Herz des Melchior von Hatzfeld in Laudenbach, Zustand 1952.

den Uhrzeigersinn betrachtet: den Adler für das schlesische Trachenberg, den Hatzfeldschen Anker, einen Hausanker, drei Blüten für das rheinische Wildenburg, den Löwen der thüringischen Grafschaft Gleichen, eine Rose für das rheinische Crottorf und schließlich das Rosenbergsche Schach.

Um die Liegeplatte und an ihrem unteren Profil sind lateinische Inschriften eingemeißelt, welche lauten:



7 Grabmal für den Leichnam des Melchior von Hatzfeld von 1663 in der katholischen Jakobskirche in Prausnitz/Schlesien (heute Prusnice, Polen), Zustand um 1950. Foto: Edmund Fürst Hatzfeld, Köln.



8 Grabmal für das Herz des Melchior von Hatzfeld in Laudenbach, Zustand 2002.



9 Relief mit der Schlacht bei Krakau vom Grabmal des Melchior von Hatzfeld in Laudenbach, Zustand 1952.

HIC JACET COR ILLUSTRISSIMI DOMINI COMITIS MELCHIORIS HAZFELD, IN QUO QUID AEMULENTUR HABENT POSTERI. VIVENS IN ORTA FIDE, VIRTUTE AC BELLI GLORIA PARI ALTERI NON CESSIT. HUNC TUMULUM HERMANNUS MOESTUS IN MEMORIAM DILECTISSIMI FRATRIS MELCHIORIS HAZFELD FIERI, EJUSQUE COR IMPONI CURAVIT, BIS QUINQUE ET SEPTEM PRAELIA OBIT. SEQUIMI POSTERI MEMORES GRATITUDINIS EXEMPLAR VIRTUTIS PIETATIS. Dies bedeutet ins Deutsche übertragen: Hier liegt das Herz des

berühmten Herrn Grafen Melchior von Hatzfeld, in dem die Nachfahren ein Vorbild haben. Im angestammten Glauben, Tugend und Kriegsruhm ist er im Leben hinter keinem zurückgeblieben. Dieses Grabmal ließ der trauernde Hermann zum Gedächtnis seines geliebten Bruders Melchior Hatzfeld errichten und trug Sorge, dessen Herz hier beizusetzen. Zweimal fünf und sieben Festungen hat er eingenommen und sieben Schlachten mitgemacht. Folget ihr Nachkommen in dankbarer Erinnerung diesem Muster an Tugend und Frömmigkeit.

Die Ansichtsseiten der Tumba sind durch volutenartige Vorlagen unterteilt. Die Vorlagen tragen Reliefs von Kriegstrophäen. Die Langseiten schmücken vier, die Schmalseiten zwei Relieftafeln mit Schlachtendarstellungen, also insgesamt ehemals zwölf.

Sechs trauernde Putti sitzen um den Sarkophag jeweils vor den Voluten; sie tragen jeder das Wappen einer Hatzfeldschen Herrschaft.

Das Relief auf der Deckplatte und die Reliefs an den Ansichtsseiten zeigen Hatzfelds Schlachten und Belagerungsaktionen. Oben auf der Deckplatte ist seine letzte Schlacht bei Krakau, bezeichnet „Craccaw“, verewigt. Acht der ursprünglich zwölf Reliefs tragen bzw. trugen Bezeichnungen, wie sonst in der zeitgenössischen Grafik üblich. Diese sind heute nur noch bruchstückhaft erhalten. Zu lesen sind die Bezeichnungen JÜTERBOCK, WÜRTZBURG, TUTTLINGEN, KAYSERSLAUTERN, ALBRUCK und NOMIGART.

Laut der Monographie von Gertrud Gradmann über die Bildhauerfamilie Kern von 1917 und laut Fotos von 1952 hießen die nicht mehr lesbaren an der Westseite: **MAGDEBURG** und **MIT HERZOG FRANZ BERNHARD**.

Es handelt sich bei den Reliefdarstellungen um außerordentlich bewegte, ja dramatische bis grausame Schlachtenszenen. Dargestellt sind Momente, in denen Soldaten soeben Gefallene überrennen, weiter Momente der Verstümmelung und Tötung. Besondere Darstellungssorgfalt haben die Pferde erfahren. Auf vielen Reliefs ist ein besonders verwegener Reiter mit Binde zu erkennen: Hatzfeld. Die rote Feldherrnbinde war Erkennungszeichen des kaiserlichen Feldherrn.

Auf dem **JÜTERBOCK** bezeichneten Relief, das an eine für die kaiserliche Partei unter Wallenstein erfolgreiche Schlacht bei der niedersächsischen Stadt Jüterbog im Jahre 1625 erinnert, bei der sich Hatzfeld, damals noch Oberstleutnant, sehr hervorgetan haben soll, sind die für einen ordentlichen Kampf unverzichtbaren Fanfarenbläser im linken Vordergrund zu sehen. Im Hintergrund ist eine der damals üblichen Gefechtsstellungen mit dem Geviert der Pikenträger zu erkennen.

Die darunter befindliche Reliefplatte mit der Bezeichnung **WÜRTZBURG** erinnert an Hatzfelds Aktion zum Schutze der Residenzstadt seines Bruders, des Fürstbischofs. Man sieht Hatzfeld zu Ross im Zweikampf gegen einen ebenfalls mit einer Muskete bewaffneten Reiter.

Das Relief an der Ostseite, das **KAYSERSLAUTERN** bezeichnet ist, ist der Schlacht am gleichnamigen Ort Kaiserslautern im Juni 1635 gewidmet, als es Hatzfeld und seinen Truppen in einem zweiten Anlauf gelang, die von schwedischen und französischen Truppen verteidigte Stadt zu nehmen. Rechts im Vordergrund ist Hatzfeld dargestellt, zu erkennen an seiner Feldherrnbinde, wie er auf seinem Pferd vorprescht.

Das **MAGDEBURG** genannte Relief, ebenfalls an der Ostseite und ebenfalls mit Reitern im rechten Vordergrund, hält den Moment der Vertreibung der Schweden aus der Stadt durch die Kaiserlichen unter dem Oberkommando von Hatzfeld im Juli 1636 fest.

Als verwegener Reiter und Kämpfer ist Hatzfeld auch zu sehen auf einem unbezeichneten Relief, das ihn im Vordergrund vor einer Schlacht unter Pikenträgern zeigt. Er verfolgt hier zu Pferde, eine Pistole in der Rechten, einen Kavalleristen, der wiederum seine Pistole rückwärts gegen Hatzfeld gerichtet hat. Eine ähnliche Szene findet sich auch auf einem Relief am Prausnitzer Grabmal. Ebenfalls als draufgängerischer Reiter erscheint Hatzfeld auf dem **NOMIGART** benannten Relief an der Kopfseite des Grabmals. Hier kämpft er mit erhobenem Schwert – wie die Fahne seiner



Gegner zeigt – gegen Türken. Es handelt sich wahrscheinlich um ein Gefecht mit den Reitertruppen des Gabriel Bethlen, Fürst von Siebenbürgen, einem Calvinisten, dabei Vasallen des türkischen Sultans, der – begleitet von türkischen Truppen – mehrmals in den 1620er Jahren gegen die Kaiserlichen in Ungarn und sogar bis vor Wien zu Felde zog.

Die Vollplastik des Hundes wurde offensichtlich aufgrund der nicht ganz gelungenen Anschlüsse nachträglich der Deckplatte zugefügt. Dargestellt ist eine Dogge, wie sie zum Kriegseinsatz im 17. Jh. gezüchtet wurde. Beim Laudensbacher Grabmal wendet sich die Dogge zu ihrem Herrn, beim Prausnitzer zum Betrachter.

Überliefert ist durch Bretschneider (1909/10), dass damit Hatzfelds Lieblingstier, sein treuer

10 Reliefs von der Westseite des Laudensbacher Grabmals mit Darstellung zweier Schlachten, auf unterem damals noch zu lesen: Mit Herzog Franz Bernhard, Zustand 1952.

11 Reliefs von der Westseite des Laudensbacher Grabmals mit Darstellung zweier Schlachten, Zustand 2002.



12 Reliefs mit Schlachendarstellungen bezeichnet Jüterbock und Würzburg vom Laudenbacher Grabmal, Zustand 1952.

13 Reliefs mit Schlachendarstellungen bezeichnet Jüterbock und Würzburg vom Laudenbacher Grabmal, Zustand 2002.

Schlachtenbegleiter, nachgebildet ist. In seiner Zuneigung zu Hunden unterschied sich Hatzfeld deutlich von Wallenstein, der keine Hunde in seiner Umgebung duldet. Auch ist durch Bretschneider der Name der Dogge überliefert: Terzka. Hatzfeld hatte sie also benannt nach dem Wallenstein treu ergebenen, 1634 mit ihm ermordeten Adam Erdmann Graf Terzka. In dieser Namensgebung verrät sich eine gewisse Hintergründigkeit Hatzfelds, mehr noch eine Neigung zum Makabren.

Alle Reliefdarstellungen haben Krieg zum Thema. Dagegen wirkt die Liegefigur des Feldmarschalls erlösend friedlich. Die zu Seiten von Hatzfelds Kopf reliefierte Darstellung von zwei Engeln, die eine kleine unbekleidete Menschengestalt, seit der griechischen Antike das Bild für die Seele, auf

Händen tragen, ist die einzige im weiteren Sinne christliche Darstellung. Keine Darstellung zeigt ein eigentlich konfessionell ausgerichtetes bzw. katholisches Bildthema.

Die Inschrift auf der Deckplatte hebt Hatzfelds Tugend und Frömmigkeit, sein Leben im angestammten Glauben hervor. Die Tatsache, dass der Sarkophag des Feldmarschalls in einer Marienkirche steht, ist indes eindeutiges Zeichen seines katholischen Glaubens.

Abgebaute und wieder gefundene Teile

Das Grabmal hat einige Verluste hinzunehmen gehabt. Mit der Umsetzung in die Gruftkapelle 1748 soll es mechanische Schäden davongetragen haben, vor allen aber seit Anfang des 20. Jh. Schädigungen durch das feuchte Raumklima.

Vermutlich Ende der 1930er Jahre wurde ein schmiedeeisernes Gitter, das das Grabmal einfasste, entfernt. Der mit dem zweiten Restaurierungsversuch beauftragte Ulmer Baurat Karl Wachter bezeichnete es nämlich 1937 als störend. Es war nicht zu ermitteln, wie dieses aussah. Auf den Fotos des Grabmals aus dem frühen 20. Jahrhundert ist das Gitter entweder kurzfristig entfernt oder retuschiert.

1966 wurde zur Ermittlung von Möglichkeiten zur Schadensbehebung die Tumba an der Kopfseite, wo schon das obere Relief fehlte, im Auftrag des Landesdenkmalamtes durch Restaurator Willy Eckert geöffnet. Es kam ein backsteiner Kern zum Vorschein, auf dem eine Holzdose und darin ein Glasgefäß mit dem Herzen des Grafen ruhten. Dieser Kern trat 1972 beim ersten Abbau des Sarkophags ganz zutage. Beim Neuaufbau des Grabmals nach der Volltränkung in den 1980er Jahren wurde dieser Kern leider komplett abgebrochen. Das Gefäß mit dem Herzen Hatzfelds allerdings wurde sicher verwahrt und ist nun wieder im Grabmal platziert.

Schon 1929 war das obere Relief an der Nord- bzw. Kopfseite verloren gegangen, und zwar auf dem Postweg vom Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart, wo es untersucht worden war, nach Laudonbach.

Im Jahre 1966 wurden dann auch bei der bereits erwähnten Aktion das untere Relief von der Kopfseite, der Putto mit dem Crottorfer Rosenwappen vom Fußende und Teile des vorderen Randes zu Untersuchungszwecken entfernt. Die Aufbewahrungsorte dieser Teile gerieten im Zuge der bewegten Restaurierungsgeschichte des Grabmals in Vergessenheit.

Das untere Relief, bezeichnet „Nomigart“, blieb 36 Jahre lang verschollen. Es fand sich überraschenderweise im Dörner-Institut in München wieder, wohin es 1966 zur Proberestaurierung



gebracht, danach aber die Abholung vergessen worden war. Erst auf die schriftliche Nachfrage des Landesdenkmalamtes Anfang dieses Jahres konnte der Leiter der naturwissenschaftlichen Abteilung des Instituts, A. Burmester, eine bislang nicht zuzuordnende Reliefplatte als die verschollene „Nomigart“-Darstellung identifizieren. Dieses Relief, der überraschten Kirchengemeinde bei einem Ortstermin während des Wiederaufbaus des Grabmals zurückgegeben, zeichnet sich – weil ihm die Volltränkung erspart blieb und es im Dörner-Institut nach seiner Restaurierung bestens aufbewahrt wurde – durch eine besonders gute Erhaltung aus.

Der fehlende Trauerengel mit dem Crottorfer Wappen konnte mittlerweile auch ersetzt werden. Im Depot des Restaurators Norbert Eckert, Bad Mergentheim, hat sich als Erbe seines Vaters ein Gipsnachguss des Engels gefunden, der nun den Platz des Originals eingenommen hat.

Bildhauer Achilles Kern und das Material Alabaster

Durch eine Akte im Archiv zu Trachenberg, über die 1908 ein Arthur Kern in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens berichtete, ist belegt, dass die beiden Grabmäler, das in Laudenbach und das in Prausnitz, vom Forchtenberger Bildhauer Achilles Kern gefertigt wurden. Achilles Kern, geboren 1607 und gestorben 1691, gehörte zur vierten Generation einer im fränkischen Forchtenberg nachweisbaren Bildhauerfamilie. 1649 übernahm Achilles Kern, nachdem er dort seit 1626 als Gehilfe nachgewiesen ist, die Werkstatt seines Vaters Michael d. J. Ab 1655 war er an der Laudenbacher Bergkirche

beschäftigt, und zwar u.a. mit der Schaffung des neuen Westgiebels. Seine Hauptwerke stellen die beiden Grabmäler für den kaiserlichen Feldmarschall Hatzfeld dar.

Die Familie Kern war evangelisch. Die Wahl eines Bildhauers dieses Glaubens kann als Zeichen der konfessionellen Toleranz der Brüder Hatzfeld gewertet werden, wie auch das Fehlen von konfessionell ausgerichteten Szenen an den Grabmalen. Beide Grabmäler stellte Kern in der Forchtenberger Werkstatt her. Das Prausnitzer vollendete er vier Jahre nach dem Laudenbacher. Dieser Sarkophag wurde dann – wie überliefert ist – in 29 Kästen von zusammen 68½ Zentnern zuletzt mit Schlitten nach Prausnitz transportiert, wo er am 16. Januar 1663 eintraf.

Das Prausnitzer Grabmal gleicht dem Laudenbacher im Aufbau und in der Liegefigur. Die Inschriften sind bis auf das Wort „corpus“ statt „cor“ identisch. Die Putten haben weniger weinende als mehr trauernde Gesichtszüge.

14 Kopfansicht des Laudenbacher Grabmals mit dem Schlachtenrelief, bezeichnet Nomigart, Zustand 1952. Das obere Relief ging 1929 verloren.

15 Kopfansicht des Laudenbacher Grabmals mit dem Schlachtenrelief, bezeichnet Nomigart, Zustand nach Wiedereinbau 2002.



16 Der freigelegte backsteinerne Kern des Laudenbacher Grabmals nach Abbau der Alabasterplatten in den 1970er Jahren. Foto: N. Eckert, Bad Mergentheim.



17 Schlachtenrelief vom Prausnitzer Grabmal mit Darstellung von Hatzfelds Dogge, Zustand um 1950. Foto: Edmund Fürst Hatzfeld, Köln.



18 Dogge genannt Terzka auf dem Laudener Grabmal, Zustand 2002.

19 Das Laudener Grabmal. Sicht auf Kopfpartie mit Darstellung der Seele, von Engeln gehalten, Zustand 2002.

Die Reliefdarstellungen an beiden Grabmalen sind im Vordergrund äußerst plastisch gearbeitet. Die Hintergrundszenen sind dagegen – auch bedingt durch das Material – mehr zeichnerisch ausgeführt; sie weisen einen hohen Gesichts- bzw. Fluchtpunkt auf und erscheinen damit in Vogelperspektive. Durch die Einfügung von Ortsnamen oder sonstigen Beschriftungen in die Reliefs am Laudener Grabmal ähneln diese zeitgenössischen Grafiken.

Die Reliefs in Prausnitz zeigen andere Schlachtenszenen und tragen keine Beschriftungen. Die Relieffiguren sind dabei teilweise von einer etwas plumperen Körperlichkeit, dürften daher auch Arbeiten von Werkstattgehilfen sein. Auf einer Schlachtendarstellung mit einem Reiter, wohl Hatzfeld, ist auch die Dogge Terzka zu sehen.

Ab 1600 wurde Alabaster, eine Abart des Gips, weil leicht zu bearbeiten und dabei polierfähig, ein beliebtes Material in der Bildhauerei. Der damaligen Vorliebe für detaillierte Gliederung und reiches Ornament kam die leichte Bearbeitbarkeit sehr entgegen. Die Bildhauerfamilie Kern verarbeitete, auch weil ihr einer der begehrten Alabasterbrüche, nämlich der in Forchtenberg, gehörte, folglich viel Alabaster.

Nach Gertrud Gradmanns Monographie über die Bildhauerfamilie Kern (1917) sollen die Hatzfeldschen Grabmäler aus zwei unterschiedlichen Alabastersorten gefertigt worden sein, dem grau gestreiften Forchtenberger für den Grund- und Aufbau einschließlich der architektonischen Gliederungen und einem aus dem fränkischen Windsheim stammenden weißen für die Reliefs. Auch sprechen Notizen der Konservatoren Peter Goessler und Richard Schmidt in den Akten des damals noch sog. Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege aus den Jahren 1927 und 1928 von zwei unterschiedlichen Alabastersorten am Laudener Grabmal: Deckplatte und Gliederungen seien aus einem gelblichen Material, die Reliefs aus einem weißen Material, auch Anhydrit genannt, gefertigt. Die These wird nun auch noch erhärtet durch das im Münchner Dörner-Institut wieder gefundene „NOMIGART“-Relief,

das – weil nicht acrylharzgetränkt – seine weißliche Färbung bewahrt hat.

Künstlerisch bedeutsam ist die Laudener Tumba wegen ihrer besonders prunkvollen Gliederung und reichen Relieferung und wegen der in Süddeutschland seltenen Gestaltung in strengen nordeuropäischen Barockformen. Die Besonderheit des Sarkophags zeigt sich durch den Vergleich mit wenig älteren und zeitgenössischen Grabmalen.

Stellenwert innerhalb der Grabmalplastik der Neuzeit

Wie unterscheidet sich Hatzfelds Grabmal z.B. von den Grabmalen der großen Feldherren des 30-jährigen Kriegs? Leider ließen sich nur von wenigen die letzten Ruhestätten ermitteln. An das Grab des geächteten und ermordeten Wallenstein in der Kartause Walditz bei Gitschin (Böhmen) erinnerten bis ins 18. Jahrhundert kein Grabstein und keine Inschrift.

Eine ehrenvolle Grablege erhielt aber Johann Graf von Tilly, Feldmarschall wie Hatzfeld, wenn auch in bayerischen Diensten. Nach seinem Tod infolge einer Verwundung, die er 1632 bei Rain am Lech während des vergeblichen Versuches, die Flussüberquerung der Schweden zu verhindern, erlitt, wurde Tilly zuerst in Ingolstadt, dann in der katholischen Stiftskirche von Altötting bestattet. Seine Grablege ist ein schlichter Sarkophag aus Bronze – mittlerweile eine Neuanfertigung –, der in einem Fenster den Blick frei gibt auf den Schädel des Toten als mahnender Hinweis auf die Vergänglichkeit des Lebens.

Der Leichnam des 1632 in der großen Schlacht bei Lützen, in der auch der Schwedenkönig Gustav Adolf den Tod fand, gefallenem kaiserlichen Feldmarschalls Gottfried Heinrich von Pappenheim wurde auf Wallensteins Veranlassung in der Abteikirche Mariä Geburt des Klosters Strahov in



Prag bestattet. An ihn erinnern dort heute noch die ursprüngliche einfache Marmor-Grabplatte unter dem Altar, die mit seinem Wappen geschmückt ist, sowie seit 1839 ein zweites Grabmal in einer Kapelle.

Für den 1652 fern der Heimat auf seinem vom Kaiser verliehenen Schloss Benatek in Böhmen (heute Benátky, Tschechien) verstorbenen, bis heute in Köln legendären Reitergeneral Jan van Werth sind sogar ebenfalls zwei Erinnerungs- bzw. Grabmale geschaffen worden. Eins befindet sich, wie Josef Stulc, Leiter des Staatlichen Instituts für Denkmalpflege Tschechiens in Prag, ermitteln konnte, in der Schlosskirche Mariae Geburt in Benatek. Es handelt sich um ein hölzernes polychromiertes Epitaph des 17. Jh. mit Wappen und Inschrift. Das andere befindet sich in Werths Geburtsort Büttgen am Niederrhein, ehemals in der Pfarrkirche, heute im Pfarrhaus St. Aldegundis. Es handelt sich um eine steinerne Kniefigur des Verstorbenen, vermutlich ehemals Teil eines prunkvollen Grabmals.

Ein ehrenvolles Begräbnis erhielt auch der bayerische, dann kaiserliche Feldmarschall Franz Freiherr von Mercy – mit ihm hatte Hatzfeld 1643 bei Tuttlingen die Schweden besiegt. Er war 1645 in Alerheim bei Nördlingen im Kampf gefallen. An seiner letzten Ruhestätte, der St. Moritzkirche zu Ingolstadt, erinnert an ihn ein eher bescheidenes Bronze-Epitaph mit Wappen und Grabinschrift. Im Vergleich mit diesen Grabmälern fällt der Aufwand und hohe künstlerische Wert der Hatzfeldschen Grabmäler auf. Auch sind die Hatzfeldschen Grabmäler durch die Wahl des Frei- und Hochgrabs mit der Liegefigur des Toten auf der Deckplatte mehr als nur Grabmäler; es sind Denkmäler des Verstorbenen.

Motive vom bereits erwähnten Grabmal der Eltern in Friesenhagen, einer Arbeit des Mainzer Bildhauers Gerhard Wolff aus der Zeit um 1605, finden sich auch an den Grabmälern des Sohnes wieder, wie Prunkrüstung, Helm, Hund als Begleiter des Herrn, Putti und Kriegerdarstellungen. Indes stellt das elterliche Grabmal ein Wandgrab dar, ein seit dem 16. Jh. häufiger Typus, eingebaut in die Grafenkammer genannte Seitenkapelle der Sebastianuskirche.

Das wohl im deutschen Raum älteste Grabmal, das typologisch, stilistisch und materialmäßig mit den Hatzfeldschen vergleichbar ist, ist das Grabmal für den 1533 verstorbenen König Friedrich I. von Dänemark im evangelischen Dom zu Schleswig. Es handelt sich dabei um eine Arbeit des damals berühmten Antwerpener Bildhauers, Architekten und Zeichners Cornelis Floris (1514–1575) aus den Jahren 1551/55. Hier ist neben Marmor und Kalkstein auch Alabaster, und zwar für die Figuren, verarbeitet. Dieses Grabmal der flämi-



20 Der entdeckte Gipsabguss des verloren gegangenen Assistenzen Engels mit dem Crottorfer Rosenwappen nach seiner Aufstellung am Laudenberg Grabmal.

schen Hochrenaissance, in dem Floris in Florenz gewonnene Anregungen verarbeitete, hatte eine enorme Vorbildwirkung. Außer der Liegefigur des Toten in Prunkrüstung ist das Motiv der vorragenden Elementen angebrachten Putti, hier eigentlich Todesgenien, mit den Hatzfeld-Grabmälern vergleichbar. Auch zeigt der Schleswiger Sarkophag bereits den Hatzfeldschen Grabmälern vergleichbare barocke Gestaltungstendenzen. Der Bauchung des Schleswiger Sarkophags vergleichbar sind die Volutenvorlagen an den Hatzfeldschen Tumben. Den Hatzfeld-Grabmälern in den Volutenvorlagen noch ähnlichere Sarkophage hat Floris in seinen Inventienstichen konzipiert und 1568 mit dem Freigrab für den Admiral Herluf Trolle und seine Frau in der Kirche von Herlufsholm in Dänemark verwirklicht.

Zum Vergleich eignet sich auch der Sarkophag für den 1593 verstorbenen Herzog Ludwig von Württemberg in der evangelischen Stiftskirche in Tübingen. Geschaffen hat ihn der Bildhauer Christoph Jelin (gestorben 1610). Jelin ist einer der ersten südwestdeutschen Bildhauer, die mit Alabaster arbeiteten. Er setzte diesen bei den Skulpturen und Reliefs ein, während der eigentliche Sarkophag aus dunklem Marmor gearbeitet ist. Wie später am Hatzfeld-Grabmal hat der Verstorbene zu Füßen eine Tierskulptur liegen, hier das herzogliche Wappentier, den Hirsch. Und wie bei Hatzfelds Grabmal säumt eine Inschrift die Liegeplatte. Die Ansichtsseiten sind auch hier schon durch Wandvorlagen und davor stehende Figuren, hier: antike Heldengestalten, gegliedert.

Jelin greift durch die Anbringung von mythologischen Kampfdarstellungen an den Ansichtsseiten

21 Grabmal des Königs Friedrich I. von Dänemark im evangelischen Dom zu Schleswig, Arbeit des Cornelis Floris von 1551/55 und Prototyp der neuzeitlichen Tumba.



des Sarkophags noch konsequenter als Floris antike römische Vorbilder auf. Diese Kampfdarstellungen sollten wie schon in der Antike die Tapferkeit des Verstorbenen, seine Virtus, versinnbildlichen. Der Aufbau und die Bildthemen des Tübinger Grabmals sind also in vielen Teilen den Hatzfeldschen ähnlich, die skulpturale Ausarbeitung und die überreich angebrachten Ornamente dagegen sind zeitentsprechend im manieristischen Stil der Spätrenaissance gehalten.

Eine der seltenen Tumben für einen katholischen Adligen ist in Wangen am unteren Bodensee, Kreis Konstanz, in der katholischen Pfarrkirche St. Pankratius überliefert. Es handelt sich um das

heute an der Wand aufgestellt Grabmal des 1610 verstorbenen Ortsherrn Caspar von Ulm, das ein Bildhauer aus dem Umkreis des Hans Morinck (gestorben 1612), ein Bildhauer der Floris-Schule, geschaffen hat. Vergleichbar mit der jüngeren Hatzfeld-Tumba ist u.a. der barock gebauchte Sarkophag.

Die Schlachtenreliefs an den Hatzfeldschen Tumben haben – unabhängig betrachtet – im gestalterischen Aufbau sogar über 100 Jahre ältere Vorbilder, und zwar in den Marmorreliefs am ansonsten bronzenen vielfigurigen Grabmal für Kaiser Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck, die der Flame Alexander Colin (1527/29–1612) ab 1562 schuf.

Wegen zahlreicher vorweggenommener Motive taugt zum Vergleich auch die Bettlade genannte Tumba in der evangelischen Stiftskirche in Wertheim. Es handelt sich um das frühbarocke Doppelgrabmal für den Grafen Ludwig von Löwenstein und seine Frau Anna, das 1616 bis 1618 Michael Kern (1580–1649), Achilles Kerns Vater, ganz aus Alabaster arbeitete, und zwar – wie beim Laudenbacher Grabmal – aus Forchtenberger und für die Reliefs aus Windsheimer Alabaster. Für die Region ungewöhnlich sind die auf der Deckplatte aufsitzenden, das Grab rahmenden Säulen mit dem himmelbettartigen Baldachin.

Mit dem Laudenbacher Grabmal vergleichbar sind neben der Kriegsrüstung des Grafen: der Helm, das Schwert und das Tier auf der Grabplatte, hier am Kopfende: das Wappentier der



22 Grabmal des 1593 verstorbenen Herzog Ludwig von Württemberg in der evangelischen Stiftskirche zu Tübingen, Arbeit des Christoph Jelin, Zustand 1959.



Löwensteiner. Weiter vergleichbar sind die an den Ecken sitzenden Putti – sie sitzen hier auf dem Baldachin –, das Motiv der Kriegsrüstungen bzw. Kriegstrophäen, hier an den Säulen, und die Reliefs an den Ansichtsseiten des Sarkophags. Diese Reliefs mit vermutlich mythologischen Szenen sind leider, wie Aufnahmen belegen, spätestens seit dem frühen 20. Jahrhundert verloren gegangen. Das einzig erhaltene Relief zeigt die Belagerung einer Stadt mit einem Krieger im Vordergrund, ein Motiv, wie es ähnlich auch an Hatzfelds Grabmalen erscheint. Verloren sind der Hund und die Handschuhe, die das Grabmal den Hatzfeldschen noch ähnlicher machten. Zahlreiche Ähnlichkeiten hat schließlich noch das Doppelgrabmal des Grafen Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg und seiner Frau Anna Maria, das Michael und Achilles Kern 1629/30 für die evangelische Stadtkirche in Langenburg schufen. Der Sarkophag besteht aus Sandstein, die Figuren und Reliefs aus Alabaster. Hier häufen sich die Vorwegnahmen von Motiven der Hatzfeld-Grabmäler: die Liegefigur des Grafen mit Prunkrüstung, daneben Helmbusch, Handschuhe, Schwert und Kommandostab. Auch das Motiv des Hundes, sogar der Dogge, ist vorweggenommen; sie liegt hier am Fußende der Frau. Trauernde Putti, die Wappen halten, finden sich ebenfalls, wenn auch hier am Kopfende der Deckplatte. Auch finden wir hier die die Tumba untergliedernden mit Kriegstrophäen dekorierten, hier jedoch flachen Wandvorlagen. Auch vorweggenommen sind Reliefs an den Sarkophagseiten, die zeitgenössische dramatische Schlachtszenen mit einem Feldherrn zeigen, der von einem Hund begleitet wird. Die Reliefs sind hier alle erläutert, jedoch nicht durch in die

Reliefs eingefügte Schriftzüge wie beim Laudenbacher Grabmal, sondern durch Beschriftungen in darunter angebrachten Kartuschen, die zugleich die dargestellten Ereignisse datieren.

Wertung

Die vorgestellten Beispiele drängen die Vermutung auf, dass der Tumben-Grabmaltypus vor allem bei Patronatsherren evangelischen Glaubens beliebt war. Als Grabmal für einen katholischen Adligen besitzt dieser Typus eine gewisse Seltenheit. Beim Laudenbacher Grabmal handelt es sich zudem um das einzige bekannte Grabmal eines Feldmarschalls des 30-jährigen Kriegs in Baden-Württemberg.

Achilles Kern nimmt zahlreiche von Cornelis Floris, Christoph Jelin und seinem Vater Michael entwickelte Motive bei den Hatzfeld-Grabmalen auf. Indem Achilles Kern auf den von seinen Vorgängern gewählten Aufbau über der Liegefigur in Gestalt von Wappen, Engeln oder Medaillons verzichtet, gelingt ihm eine ungewöhnlich geschlossene Form, in der die Liegefigur des Toten Kulmination ist. Diese Geschlossenheit verstärkt der Verzicht auf kontrastierend farbige Materia-

23 Köpfe des Grafenpaares von Löwenstein-Wertheim mit ihrem Wappentier vom Grabmal in der Wertheimer Stiftskirche, Zustand 2002.

24 Wertheim, sog. Bettlade, Grabmal für Graf Ludwig von Löwenstein-Wertheim und seine Ehefrau Anna in der evangelischen Stiftskirche, Arbeit des Michael Kern d.J. von 1614/16, Zustand 2002.





25 Langenburg, Doppelgrabmal des Grafen Philipp E. von Hohenlohe-Langenburg und seiner Frau Anna-Maria in der evangelischen Stadtkirche, Arbeit des Michael und Achilles Kern von 1629/30, Zustand 2002.

lien, also die Wahl farblich nur geringfügig verschiedener Materialien.

Nordeuropäisch bzw. von der Floris-Schule, beeinflusst, sind die beiden Hatzfeldschen Grabmäler in ihrer klaren, auf die Spätantike zurückgehenden Formensprache. Dabei fehlt den Hatzfeldschen Tumben die Sprödigkeit der älteren nordeuropäischen Vorbilder. Durch die volutenartigen Wandvorlagen hat Achilles Kern zudem den Grabmälern eine besondere Eleganz verliehen. Die Reliefs am Laudenbacher Grabmal zeigen trotz aller Schäden durchweg eine ausgereifte Kunstfertigkeit, sind also sicherlich von der Hand des Meisters Achilles Kern selbst. Das Hatzfeldsche Grabmal in Laudenburg gilt daher zu Recht als eines der Hauptwerke der Bildhauerfamilie Kern und der barocken Grabmalplastik Südwestdeutschlands.

Literatur und Quellen:

H. Muntsch: Geschichte des Ortes und der Bergkirche zu Laudenburg, Creglingen 1875, S. 11–13.
Beschreibung des Oberamts Mergentheim, Stuttgart 1880, S. 604f.

Hatzfeld, Melchior Graf ..., in: Allgemeine Deutsche Biographie, 11. Band (1880), Nachdruck Berlin 1969, S. 35f.

Arthur Kern: Der Künstler des Gräflisch Melchior Hatzfeldtschen Epitaphs in der Stadtkirche zu Prausnitz, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 42. Band, Breslau 1908, S. 332f.

Paul Bretschneider: Die Epitaphien des Grafen Melchior von Hatzfeld in den Kirchen zu Prausnitz und Laudenburg, in: Die christliche Kunst 6 (1909/10), S. 317–324.

Max Schermann: Die Bergkirche bei Laudenburg, Bad Mergentheim 1912, S. 100–104.

Gertrud Gradmann: Die Monumentalwerke der Bildhauerfamilie Kern, Strassburg 1917, S. 54, 140–143.

Julius Krebs: Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeld. 1593–1631, Breslau 1910.

Julius Krebs: Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeld. 1632–1634 (Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges), Breslau 1926.

Hatzfeld, Melchior Gf. von H., in: Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte, 1. Band, München 1973, Sp. 1036f.

Wolfgang Schneider: Die Wallfahrt Laudenburg, Würzburg 1987, S. 67 – 69.

Wilfried Beutter: Niederstetten unter den Hatzfeld, in: 650 Jahre Stadt Niederstetten, hrsg. von der Stadt Niederstetten, Schwäbisch Hall 1991, S. 142–153.

Walter Rößler, Vera Schneider, Walter-Gerd Fleck: Die Künstlerfamilie Kern 1529–1691, Sigmaringen 1998, S. 64–68, 185–192. [Bei der Zuschreibung der Madonna im Aschhausener Schlossgarten irren die Verfasser; diese stammt von der Metzger Kathedrale und datiert also in die Zeit um 1260/65, s. Christoph Bachmann; Das Metzger Liebfrauenportal und die Madonna im Schloßgarten von Aschhausen, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 52/53, 1998/99, S. 285ff.]

Das Grabmal des Grafen Melchior von Hatzfeld in der Bergkirche zur Schmerzhaften Mutter zu Laudenburg, hrsg. von Pfarrer Gebhard Ritter, ohne Ort 2001.
Judith Breuer: Das Grabmal des Melchior von Hatzfeld in seiner kultur- und kunsthistorischen Bedeutung. (Unveröffentlichtes Manuskript der am 24. 4. 2002 in Laudenburg gehaltenen Rede).

Dr. Judith Breuer

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Die Leidens- und Restaurierungsgeschichte des Grabmals

Otto Wölbart

Dass die Geschichte eines Objektes nicht mit der Fertigstellung endet, müssen und können wir am Grabmal des Feldmarschalls Hatzfeld sehr deutlich nachvollziehen.

Der erste nachweisbare Eingriff in das Objekt war 1748 die Umsetzung des Grabmales in die eigens dafür erbaute Grabkapelle an der Nordseite der Kirche. Dabei waren wohl auch kleinere Instandsetzungsmaßnahmen notwendig.

Einen Hinweis auf den Zustand des Grabmals erhalten wir aus den Akten erst wieder für das Jahr 1916 und dies fast beiläufig durch ein Schreiben des Laudenbacher Pfarrers Bause an das Königlich Württembergische Landeskonservatorium in Stuttgart. In diesem Schreiben geht es eigentlich um die Wiederherstellung der Bergkirche. Am Schluss des Schreibens heißt es: „Die Wiederherstellungen an ... Melchior Hatzfeld's Alabaster-Epitaph kamen noch nicht zur Ausführung; die desbez. gegebene Anregung konnte wegen des Krieges noch nicht befolgt werden.“ Die offensichtlich vom Landeskonservatorium gegebenen Anregungen zur Wiederherstellung sind uns leider nicht bekannt, ebenso wenig der Grund dafür, also der wohl schlechte (?) Erhaltungszustand des Grabmals. Vielmehr irritiert diese unscheinbare Notiz von 1916, wenn man ein Jahr später (also 1917) in der Publikation von Gertrud Gradmann über die Monumentalwerke der Bildhauerfamilie Kern lesen kann, dass das Grabmal in einem guten Zustand sei. Wie geht dies zusammen? Wir müssen diese Frage unbeantwortet lassen, da bis heute keine weiteren Unterlagen oder detailgenaue fotografische Aufnahmen dieser Zeit verfügbar sind.

Die nächste Nachricht findet sich in den Akten des damals so genannten Landesamts für Denkmalpflege erst wieder für das Jahr 1927. Im Juli dieses Jahres bittet der damalige Pfarrer Rössler das Landesamt um Rat und Hilfe bei der Rettung des Grabmals. Er schreibt: „Die Alabasterreliefs vom Grabmal des Großen Hatzfeld in der hiesigen Bergkirche haben schon seit Jahren sehr gelitten, in den letzten Monaten geht deren Verderben zusehends rasch. Wenn nicht baldigste Hilfe kommt, dürften sie verloren sein. Die Ursache ist nicht bekannt; ob Feuchtigkeit oder kleine Lebewesen den Alabaster zermahlen, müsste eine fachmännische Untersuchung feststellen, ebenso die Rettungsmittel.“

Nach ersten Untersuchungen des Württembergi-

schen Landesamtes, bei denen festgestellt wurde, dass es sich bei den Ausblühungen nicht um Salpeter handelte, sondern um Magnesiumsulfat, wandte man sich im September 1927 auf der Suche nach einer Restaurierungsmethode an Friedrich Rathgen in Berlin. In dem Anschreiben werden das Grabmal und sein Schadensbild wie folgt beschrieben:

„Auf der Deckplatte ist eine lebensgroße Figur des Grafen aus gelblichem Alabaster, an den Seiten des eigentlichen Sarkophags 12 Reliefs mit Schlachtendarstellungen aus weißem Alabaster. Diese Reliefs, überhaupt alle aus weißem Alabaster stehenden Teile, weisen starke Verwitterungserscheinungen auf, dergestalt, dass die Oberfläche des Alabasters an zahlreichen Stellen pulverisiert. Ca. 1 mm unter der pulverisierten Oberschicht ist der Alabaster wieder hart. Die Verwitterung wird seit zwei Jahren bemerkt, macht aber in letzter Zeit raschere Fortschritte ... Wir haben daran gedacht, die gefährdeten Teile mit einem farblosen Lack zu überziehen“. Zum Zeitpunkt der Anfrage war Rathgen bereits in Pension. Rathgen leitete (1888–1927) zuvor das Laboratorium der staatlichen Museen in Berlin. Dieses Institut wurde 1888 als Chemisches Labor der königlichen Museen gegründet und war in dieser Form und Aufgabenstellung das erste seiner Art überhaupt. Rathgen war in seiner Zeit der führende Naturwissenschaftler auf dem Gebiet der Konservierung.

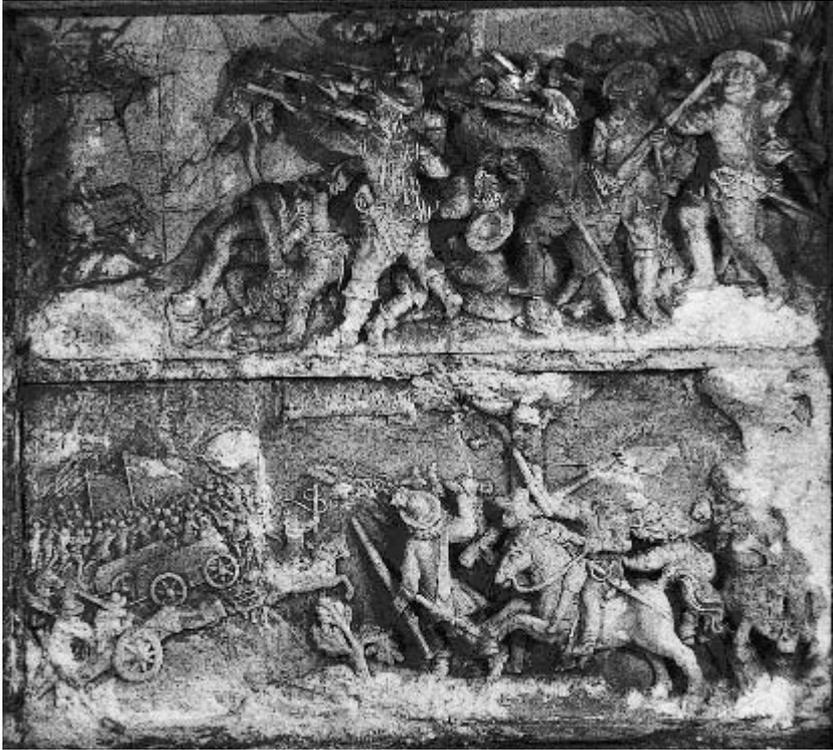
In seinem Gutachten wirft Rathgen als Erstes die Frage auf, ob das Objekt wirklich ein Kunstwerk aus Alabaster ist, da ihm bis dahin ein Magnesiumgehalt im Alabaster nicht bekannt war. Im Übrigen erklärt er den hohen Feuchtigkeitseintrag (!) in das Objekt als Hauptschadensursache. Von einem Überzug mit einem Lack rät er daher dringend ab und empfiehlt stattdessen eine Behandlung mit einer Wachslösung.

Die Ergebnisse des Gutachtens und auch hauseigene Überlegungen zu Erhaltungsmaßnahmen wurden der katholischen Pfarrgemeinde im Oktober 1927 durch ein Schreiben von Richard Schmidt, Landesamt für Denkmalpflege, mitgeteilt. Zwei Maßnahmenschritte wurden von ihm vorgeschlagen:

„1. Die Reduzierung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft“, wozu er den Einbau von Lüftungsflügeln empfahl.

„2. Schutz des Alabasters durch Tränken mit ei-





1 Reliefs mit Darstellung der Schlachten bei Dorsten und Kaiserslautern, Zustand 1966. Foto: W. Eckert, Bad Mergentheim.

2 Reliefs mit Darstellung der Schlachten bei Dorsten und Kaiserslautern, Zustand 2002 nach der jüngsten Restaurierung.

ner Wachslösung“. Dies solle aber erst im nächsten Jahr erfolgen, da dies erst bei warmer Witterung durchgeführt werden könne. „Zwischenzeitlich wird die Kirchengemeinde ersucht, das Grabmal bis dorthin mit Teppichen abzudecken, damit sich nicht die Feuchtigkeit auf dem Grabmal niederschlägt.“

Die Behandlung mit einer Wachslösung ist für das Jahr 1929 belegt. Wer sie durchgeführt hat, bleibt offen. Wir finden lediglich den Hinweis, dass unser (des Landesamts?) Restaurator nach

Laudenbach unterwegs ist. Inwieweit die Empfehlungen umgesetzt wurden, können wir nur vermuten. Sicher ist, dass der Einbau der Lüftungsflügel erst im Jahre 1934 durch den Architekten Karl Friedrich veranlasst wurde. Friedrich stellt im August 1934 in seinem Bericht über die notwendigen Instandsetzungsarbeiten an der Bergkirche unter anderem fest, dass „die Reliefplatten aus Alabaster am Grabmal durch schädigende äußere Einflüsse (durch feuchte Luft) sehr stark angegriffen werden. Eine dementsprechende Behandlung dieser künstlerisch wertvollen Tafeln ist unbedingt erforderlich ...“.

Die nächsten Berichte finden sich dann im Jahre 1937. Es wird von Schäden an den Reliefplatten berichtet und darauf hingewiesen, dass seit der letzten Reinigung – man spricht merkwürdigerweise nicht von einer Behandlung mit Wachs – wieder beträchtliche Mengen von abgebröseltem Gipspulver festzustellen sind. Man bittet die Geologische Abteilung des Statistischen Landesamtes um eine chemische Analyse. Die Württembergische Landesstelle für Naturschutz bittet parallel dazu den Fürsten von Hohenlohe im Interesse der Denkmalpflege, den Wald um die Kirche stärker zurückzunehmen, damit die Kirche besser belüftet werden und die Feuchtebelastung zurückgehen kann.

Ebenfalls im Jahre 1937 wird Baurat Karl Wachter aus Ulm vom Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege hinzugezogen, der ein neues Steinfestigungsmittel namens Ulmado entwickelt und dieses bereits verschiedentlich erfolgreich angewandt hatte. In den Monaten Juli und August des gleichen Jahres wurden durch Wachter Festigungsarbeiten am Grabmal durchgeführt, da aus Sicht des Denkmalamtes akuter Handlungsbedarf bestand. Aus der Rechnung sind die verschiedenen Arbeitsschritte zu entnehmen:

1. Arbeitsgang: eine gründliche Reinigung mit Blasebalg, Pinsel, Wasser und Brennspiritus (Anmerkung: auch an den puderigen Belägen!);
2. Arbeitsgang: allmähliche und gleichmäßige Austrocknung mit starken Benzinapparaten;
3. Arbeitsgang: eine zweimalige Tränkung mit Ulmado-Schutzflüssigkeit;
4. Arbeitsgang: Ergänzungen und Verklebungen mit Ulmado-Steinkitt.

Im August 1938 musste diese Behandlung laut Schreiben von Baurat Wachter wiederholt werden, „da sich seit kurzem an einigen Stellen kleinere Verwitterungen zeigten“.

Bereits 1950 setzten dann wieder die Bemühungen ein, den weiteren Zerfall des Grabmals zu stoppen. Es entstand ein reger Briefwechsel zwischen dem württembergischen und badischen Landesamt für Denkmalpflege, in dem die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert wurden. In

unseren Akten finden sich aus dieser Zeit einige Schreiben an anerkannte Experten, in denen diese um Rat gefragt werden.

Josef Frey, Bildhauer aus Stuttgart, bezeichnete den Zustand des Grabmals nach einer Besichtigung als alarmierend und empfahl, bevor noch größere Verluste eintreten, die Reliefplatten zu kopieren. Zum etwa gleichen Ergebnis kam die Firma Bau aus Grünsfeld, die auch neue Reliefplatten anbot.

Das um Rat gefragte Bayerische Landesamt für Denkmalpflege konnte aus seinem Amtsbereich keine vergleichbare Problematik benennen und bat um die Beantwortung von weiteren Fragen. Dabei ging es vor allem um mögliche Feuchte und Salzbelastung, aber auch um die Fragen nach erfolgten Behandlungen des Alabasters. In der Beantwortung dieses Schreiben erläuterte Georg Himmelheber in Kürze die Schadensgeschichte des Grabmals und stellte resignierend am Ende fest, „dass die Oberfläche der Reliefs nahezu völlig pulverisiert ist, ... dass bei geringster Berührung sich die Teile in Staub auflösen.“ Er schloss daher eine mechanische Behandlung aus und hielt höchstens ein Aufsprühen irgendeines Festigungsmittels für möglich.

Im Auftrag des Landesamtes erstellte Alois Kieslinger, Leiter des Institutes für Geologie in Wien, mit Datum vom 27. 06. 1958 ein umfangreiches Gutachten über die Ursache der Schäden am Grabmal und deren Behebung. Als Hauptursache ermittelte er die hohe Feuchtebelastung, die dem empfindlichen Alabaster weit stärker zusetzen würde als Marmorobjekten. In seinem Gutachten gab er sehr ausführliche Empfehlungen für zu treffende Maßnahmen. Er unterschied dabei in Maßnahmen, die den Ursachen entgegenwirken, und Maßnahmen am geschädigten Objekt. Zum Ersten empfahl er den Einsatz von Entfeuchtungsapparaten, die elektrisch betrieben, die feuchte Luft ansaugen und mithilfe von wasseranziehenden Salzen trocknen würden. Er nannte auch Firmen in Holland und der Schweiz, die solche Geräte liefern konnten. Dabei schlug er den Wiederaufbau des Grabmals über einer Isolierfolie vor. Wenn dies zu teuer wäre, sollte man dies wenigstens hinter den Reliefplatten durchführen und sie mit Abstand zum Steinkern wieder anbringen, damit sie nicht mit der Feuchte in Berührung kämen. Zur Sicherung des geschädigten Alabasters führte er aus, dass „eine wie auch immer geartete Festigung der Reliefs mit einem Fixativ nur dann und erst dann stattfinden darf, wenn durch die vorherigen empfohlenen Maßnahmen ein weiteres Eindringen von Feuchtigkeit verhindert wird“. Im Gutachten ist die Forderung nur dann und erst dann unterstrichen. Des Weiteren empfahl er einen farblosen Lack,



3 Die Entnahme der Reliefplatte „Nomigart“ 1966 durch Restaurator Willy Eckert. Foto: N. Eckert, Bad Mergentheim.



4 Ein Detail der Reliefplatte „Nomigart“, Zustand 1966. Deutlich sind die weißlichen Gipsbeläge zu erkennen. Foto: N. Eckert, Bad Mergentheim.

mit dem er bei der Konservierung von Marmor gute Erfolge gehabt hatte. Die Umsetzung dieser Empfehlungen erfolgte nicht!

Erst für 1961 finden sich wieder Notizen, und zwar von Festigungsversuchen, die durch den Restaurator Willy Eckert mit Erfolg durchgeführt wurden. Eckert wurde daraufhin aufgefordert, zu der notwendigen Konservierung einen Kostenschlag abzuliefern.

Parallel dazu befragte das Landesdenkmalamt Fachleute zur Problematik des geschädigten Alabasters. In einem 1965 an das Laudenbacher Pfarramt gerichteten Brief erläuterte der damalige Präsident des Amtes, Georg Sigmund Graf Adelman, seine Bemühungen und berichtete, dass er von keinem befragten Fachmann eine zufriedenstellende Auskunft erhalten hätte, so nicht aus Wien, München und Krakau. Offensichtlich waren es nicht nur die Kosten, die größere Maßnahmen am Grabmal verhinderten. Er fasste die

5 Die Reliefplatte „Nomigart“, Zustand 2002.

Auskünfte so zusammen, dass alle Fachleute die Entfeuchtung vor alle anderen Maßnahmen gestellt hätten. Und er gab schließlich den Rat, das Grabmal abzubauen und in einem absolut trockenen Raum auf längere Zeit zu lagern. Als Aufbewahrungsort vorgeschlagen wurden die Schlösser Bad Mergentheim und Weikersheim. Letzterer Lagerungsort wurde nach anfänglichen Bedenken der Laudenbacher bevorzugt, weil dort, durch den Prinzen Constantin, Patron der Laudenbacher Bergkirche, ständig die Austrocknung kontrolliert werden könnte. Der Abbau erfolgte, wie wir wissen, aber erst im Jahre 1972. 1966 setzten neuerliche naturwissenschaftlichen Untersuchungen durch Hermann Kühn im Dörner-Institut in München ein. Restaurator Willy Eckert entnahm dazu Proben vom Kern und Teile des Grabmals, wie u.a. die „Nomigart“ bezeichnete Reliefplatte vom Kopfende des Grabmals, und ließ sie nach München, ins Dörner-Institut bringen. Kühn führte noch im selben Jahr an den Proben umfangreiche chemische, physikalische und mineralogische Untersuchungen durch. In der Auswertung der Ergebnisse kam auch er zum Schluss, dass die Feuchtigkeit die Hauptursache für die festzustellenden Schäden wäre. Andere zwischenzeitlich vermutete Ursachen, wie schädliche Salze oder Mikroorganismen, konnten mit der Untersuchung ausgeschlossen werden. Als Konservierungsmittel empfahl er, wie auch be-



reits Rathgen, Bienenwachs. Und er scheint damit Recht gehabt zu haben, denn das Anfang des Jahres im Münchner Dörner-Institut wiedergefundene „Nomigart“-Relief wurde so behandelt und ist in einem guten Zustand.

Auch Kühn riet in seinem Gutachten dringend zu einer Trocknung der Teile, notfalls mit Infrarotheizung. Allerdings wies er erstmalig auch auf die Gefahren einer unkontrollierten Trocknung hin und gab zu bedenken, dass der Alabaster bei Temperaturen zwischen 90 und 100 Grad Wasser abgibt und in gebranntem Gips zerfällt (Calciumsulfathalhydrat). Auch wies er darauf hin, dass am Standort in der Grabkapelle hohe und schwankende Luftfeuchtigkeit zu vermeiden wäre.

Der Abbau des Grabmals erfolgte, wie bereits erwähnt, erst 1972. Das Grabmal wurde vom Bildhauer Walter Selig aus Laudenbach abgebaut, die einzelnen Teile nummeriert und in Holzkisten verpackt nach Weikersheim, ins Schloss, transportiert.

Dort blieb es schließlich bis 1983.

1977 begann dann die Suche nach einem erfahrenen Restaurator, der die von Kühn vorgeschlagene Maßnahme durchführen sollte. Einige Restauratorenkollegen wurden zu Abgabe von Kostenanschlägen aufgefordert, ohne dass es zu einer Beauftragung kam. Diese erfolgte erst in den Jahren 1979 als Teilauftrag und dann 1982 als Gesamtauftrag an den Bildhauer Otto Lieb aus Gerlachsheim. Aus den zur Verfügung stehenden Unterlagen ist nicht zu entnehmen, warum man zur Entscheidung kam, die von Kühn vorgeschlagene Konservierung nicht durchzuführen. Es bleibt die Vermutung, dass man sich nach den vielen fehlgeschlagenen Konservierungen mit Bienenwachs von einer erneuten Behandlung mit diesem Material keinen Erfolg mehr versprach. Dass in erster Linie der Verzicht auf begleitende Maßnahmen zur Feuchtereduzierung hauptsächlich zu den Fehlschlägen führte, blieb unberück-



6 Ein Restaurator beim Tränken von Teilen des Grabmals mit Kieselsäureester. Foto: O. Lieb, Gerlachsheim.

7 Teil der Reliefplatte „Würzburg“ im verwitterten Zustand 1979. Foto: O. Lieb, Gerlachsheim.



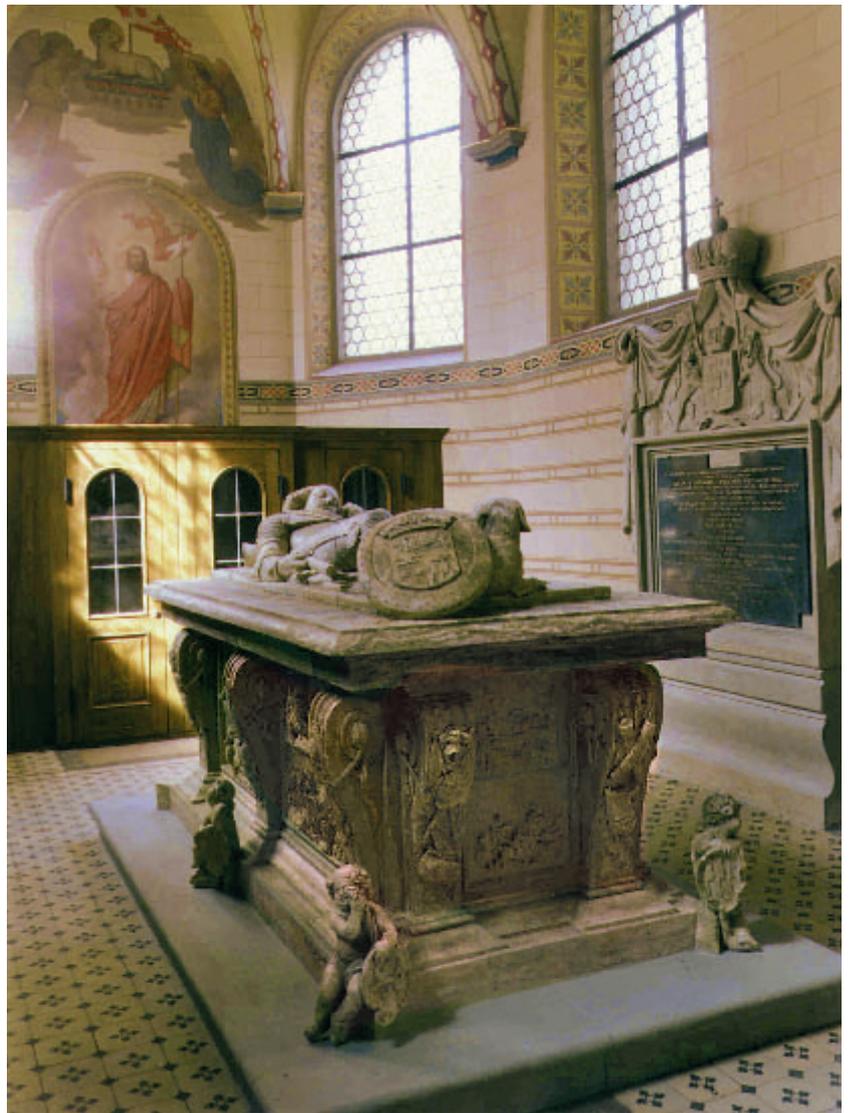
sichtigt, obwohl doch alle Untersuchungen die Hauptschadenursache eindeutig benannt hatten. Statt dessen wurde nun die Volltränkung mit Acrylharz angestrebt.

Bildhauer Lieb machte in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt Proben an einigen Teilen. Zuerst tränkte er die Probestücke mit Kieselsäureester. Eines der Teile wurde im März 1982 von der Firma Ibach, damals Bamberg, zur Probe mit Acrylharz vollgetränkt. Welches Teil dafür ausgewählt wurde, ist leider nirgends dokumentiert. Lieb schrieb dazu in einem Brief an die Kirchengemeinde und das Landesdenkmalamt im Mai 1983: „Die im März 1982 durchgeführte Acrylharzvolltränkung zeigte positive Ergebnisse; die über 12-monatige Beobachtung ließ keinerlei Veränderungen bzw. Zersetzungserscheinungen erkennen“. Anzumerken ist, dass das vollgetränkte Teilstück wurde über die gesamte Zeit im (wohl trockenen) Atelier aufbewahrt und beobachtet wurde.

Das Acrylvolltränkungsverfahren, welches von Ibach vor nunmehr 30 Jahren mit Unterstützung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und auch anderer Institutionen entwickelt worden war, war damals noch relativ neu. Es wird trotz aller Skepsis von vielen Restauratoren und Konservatoren, damals wie heute, als letzte Rettung stark geschädigter Objekte angesehen. Es bleibt festzustellen, dass unter den gegebenen Umständen in der Grabkapelle ohne diese Volltränkung das Objekt wohl längst verloren wäre. Bei dem sehr komplizierten Verfahren wird in die Objekte unter Vakuum Acrylharz eingebracht. Zuvor müssen jedoch alle Teile vollkommen getrocknet werden. Welche möglichen Gefahren dabei für das Laudensbacher Grabmal bestanden, wurde damals nicht erörtert, wohl aber der Arbeitsschritt der vorhergehenden Festigung mit Kieselsäureester. Hiergegen hatte Rolf Sneathlage vom Zentrallabor des Bayerischen Landesamtes Bedenken geäußert, da das Mittel nicht tief genug eindringen könnte. Weshalb die Festigung dennoch durchgeführt wurde, ist nicht belegt. Alle Beteiligten waren der festen Überzeugung, dass die Acrylharzvolltränkung das richtige Verfahren sei und zu diesem Verfahren eine solche Vorfestigung gehörte.

1985 wurde dann das vollgetränkte Grabmal wieder in der weiterhin unklimateisierten Kapelle aufgebaut. Die Freude über das getränkte Grabmal währte nicht lange. Bereits 1986 traten erste Schäden in Form von Rissen und Verformungen auf.

Einem neuerlichen Abbau der Deckplatte folgte schließlich 1993 der Abbau der gesamten Anlage und die erneute Verbringung ins Weikersheimer Schloss.



Gleichzeitig setzten wiederum naturwissenschaftliche Untersuchungen ein, die von Gabriele Grassegger, damals Landesdenkmalamt, geleitet wurden. Die Messungen und Untersuchungen erfolgten in der Forschungs- und Materialprüfungsanstalt der Universität Stuttgart. Ziel dieser Untersuchungen war es, die Schadensursache für die neuen Schäden herauszufinden. Das über Jahrzehnte immer wieder beklagte pudrige Auflösen des Alabasters war zwar weitgehend gestoppt, dafür waren, vorerst unerklärlich, mehr oder weniger starke Risse und Verformungen aufgetreten.

Die Ursachenforschung war äußerst schwierig, da es für dieses neue Material keine Prüfnormen gab. Daher musste erst ermittelt werden, wie denn nun z.B. die Verteilung des Acrylharzes im Material erfolgt war. War es gleichmäßig verteilt, war es überall eingedrungen? Die Fragen konnten nur an entnommenen Proben überprüft werden. Hierfür musste schließlich der arme Hund Terzka sein Inneres hergeben.

In einer aufwändigen Untersuchungskampagne gelang es Grassegger, die Verteilung des Acryl-

8 Gesamtaufnahme des Grabmals nach der Acrylharzvolltränkung 1985. Foto: Katholische Kirchengemeinde, Laudensbach.

9 Detail von Hatzfelds Beinschiene, Zustand 1986.

10 Ansicht der verwölbten Reliefplatte „Albruck“, Zustand 1999.
Foto: Aedis, Möglingen



11 Unterseite des Hundes „Terzka“, nach der Entnahme von Bohrkernen. Foto: FMFA, Stuttgart.

harzes nachzuweisen. Zwar war das Acrylat in sämtliche Poren eingedrungen, aber wohl nicht gleichmäßig, bedingt durch den unterschiedlichen Zerrüttungsgrad des Alabasters und durch die offensichtlich nicht vollständige Trocknung des Steinmaterials. Die Trocknung des Materials wurde zum Zeitpunkt der Tränkung von allen Beteiligten unterschätzt. Nahm man damals an, dass eine Trocknung mit ca. 120 Grad über einige Tage ausreichte, wissen wir heute, dass dies durchaus Wochen oder gar Monate dauern kann. In den neuesten Informationen der Firma Ibach werden Trocknungszeiten von 500 bis 2500 Stunden angegeben. Während damals angenommen wurde, dass Gips als Verwitterungsprodukt des Alabasters erst bei 100 Grad Wasser abgibt, ist heute bekannt, dass dies schon bei ca. 40 Grad beginnt. Dies war ein Umstand, der sich kurz nach dem Wiederaufbau als verhängnisvoll erweisen sollte. Als gleich schwer wiegender Irrtum erwies sich der Wiederaufbau des Grabmals über einem Kern aus Gasbetonsteinen ohne Isolierung gegen aufsteigende Feuchtigkeit. In der Überzeugung, dass der mit Acrylharz voll getränkte Alabaster völlig unempfindlich sei gegen Feuchtigkeit, hatte man auf alle begleitenden Maßnahmen verzichtet. Doch nahm der getrocknete und entwässerte Gips wieder gierig die vorhandene Feuchtigkeit auf, ebenso die als Kern verbauten Gasbetonsteine. Der folgenden Volumenvergrößerung und dem daraus resultierenden Druck konnte selbst das Acrylharz nicht standhalten.

Die ungleichmäßige Durchtränkung des Alabasters war hier wohl ein weiterer Schwachpunkt. Wussten wir nun um die Ursachen der Schäden, so erkannten wir jedoch noch nicht die Möglichkeiten ihrer Behebung. Die dafür notwendigen Untersuchungen und Recherchen gestalteten sich wiederum äußerst schwierig, da auch für diese Problematik auf keinen vergleichbaren Fall zurückgegriffen werden konnte.

Bei der Erprobung neuer Kleb- und Füllmaterialien gab es immer wieder Rückschläge, da die Materialien nicht den von uns gesetzten denkmalgerechten Anforderungen entsprachen. Teils veränderte sich deren Farbe während oder nach dem Abbindeprozess, teils bildeten sich nach der Beigabe von Füllstoffen oder Pigmenten Blasen, die das Aussehen total veränderten. Erst nach Eingrenzung der Materialien wurde ein Restaurator hinzugezogen, der die notwendigen praxisnahen Proben für Tests bearbeitete. Dabei konnten auch die Verarbeitungseigenschaften der Materialproben getestet werden. Die so erarbeiteten Proben wurden dann weiteren Prüfungen unterzogen, so u. a. in der Klimakammer oder durch UV-Bestrahlung.

Da die Arbeiten mit diesen Materialien völlig neu waren, wurde die Restaurierung nach Absprache mit allen Beteiligten an diejenigen Restauratoren direkt vergeben, die im Vorfeld bei den Tests Erfahrung mit diesen Materialien gesammelt hatten.

Die Vergabe erfolgte erst, als sichergestellt war, dass alle notwendigen begleitenden Maßnahmen in der Grabkapelle zur Ausführung kommen würden, also die Schaffung von besseren klimatischen Verhältnissen, aber ebenso die Entwicklung einer neuen Trägerkonstruktion für das Grabmal.

Somit sind endlich alle von den Naturwissenschaftlern Rathgen (1927), Kieslinger (1958), Kühn (1966) und Grassegger (1994) geforderten Randbedingungen für eine erfolgreiche Konservierung geschaffen worden. Sosehr wir einem Ende der Maßnahme entgegengefiebert haben, so sehr sind wir uns bewusst, dass damit die Geschichte des Grabmals nicht beendet ist, dass vielmehr die Verpflichtung besteht, dem Objekt auch in der Zukunft Wartung und Pflege zuteil werden zu lassen.

Otto Wölbart
LDA · Restaurierung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Naturwissenschaftliche und technische Untersuchungen zu den Ursachen der Zerstörung und zur Entwicklung eines Restaurierungsverfahrens

Gabriele Grassegger

Die Ursachen der Zerstörung

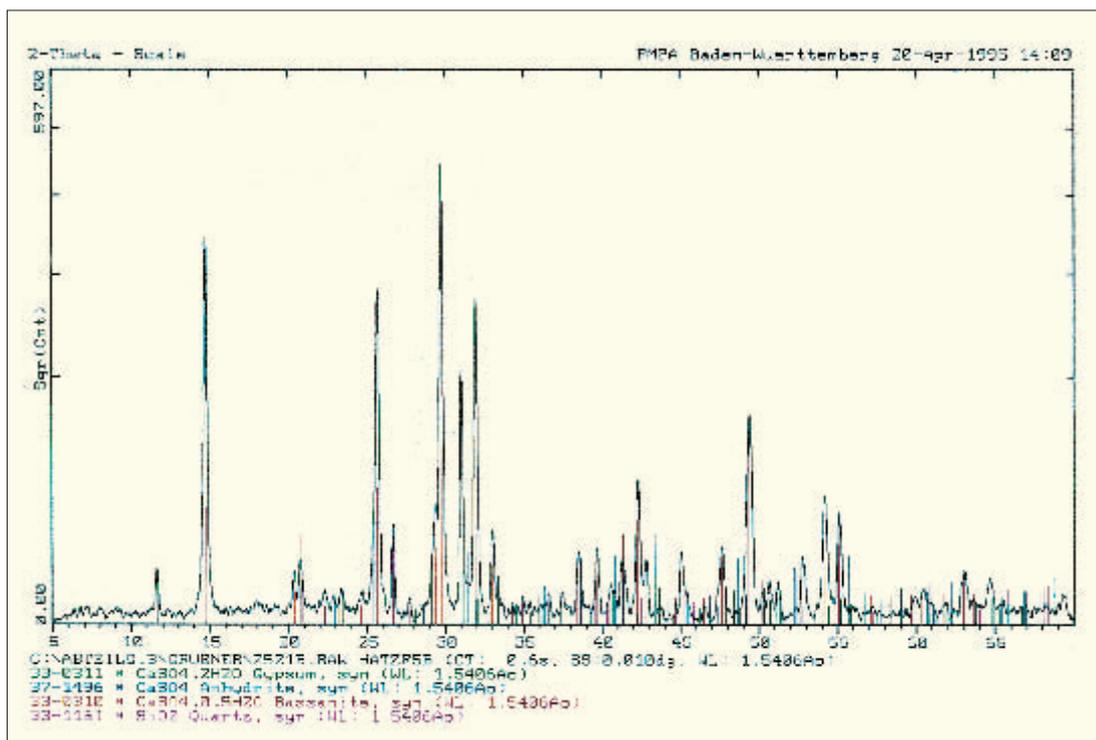
1982 bis 1984 wurde an dem bereits mehrfach behandelten Objekt eine weitere Konservierung, die Acrylharzvolltränkung durchgeführt, nachdem Vorversuche an einer Musterplatte erfolgreich gewesen waren. Das Verfahren umfasste nach einer ausführlichen Vorbehandlung (Rissverschluss, Antragungen etc.) folgende Verfahrensschritte: Trocknung bei bis zu 100 °C über mehrere Tage, Vakuumbehandlung bis zu 0,2 Torr/0,9 bar, Flutung mit PMMA-Monomer-Lösung mit bis zu 20 bar zum Vollsaugen des Objektes und anschließend Erhärtung unter erhöhter Temperatur, d.h. bis zu 80 °C.

Nach der Behandlung zeigte der Sarkophag eine gute Oberflächenverfestigung, aber bereits im September 1984, nach dem Aufbau über einem Gasbetonkern und Wiederaufstellung in der Bergkirche, wurden erste Verwölbungen und Risse festgestellt. Im Mai 1985 hatte sich das Schadensbild verstärkt. Es waren viele Risse aufgetreten und ein Großteil der Klebefugen hatte sich geöffnet.

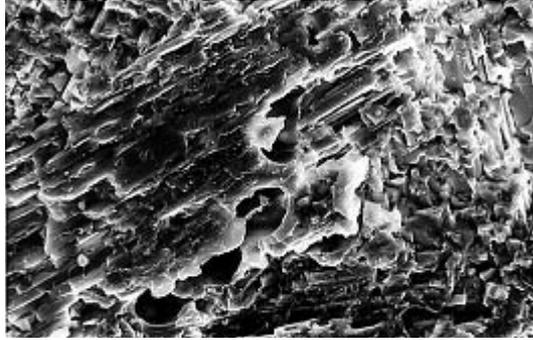
Als damalige Mitarbeiterin des Landesdenkmalamtes wurde die Verfasserin im Oktober 1986 eingeschaltet, um die Ursachen der Schäden festzustellen und zu versuchen sie zu beheben. Es wurden an dem Objekt in Zusammenarbeit mit der Forschungs- und Materialprüfungsanstalt der Universität Stuttgart zahlreiche naturwissenschaftliche und technische Untersuchungen zur Ursache der Schäden durchgeführt, deren wichtigste Ergebnisse lauten (Grassegger 1987):

Der Alabastergips wurde durch die Trocknung und das AVT-Verfahren (Acrylharzvolltränkungsverfahren) selbst zum Teil zu Halbhydrat und Anhydrit entwässert. Dies wurde durch zahlreiche Proben an der Oberfläche und im Tiefenprofil durch Phasenanalysen per Röntgenbeugung nachgewiesen (Abb. 1). Hierbei war das Abbauverhalten von Gips unterschätzt worden, da in der Literatur für „Gipsbrennen“ häufig Werte ab 120 °C angegeben werden. (Die Wasserabgabe verläuft aber in 2 Stufen und beginnt bereits bei 40 °C.)

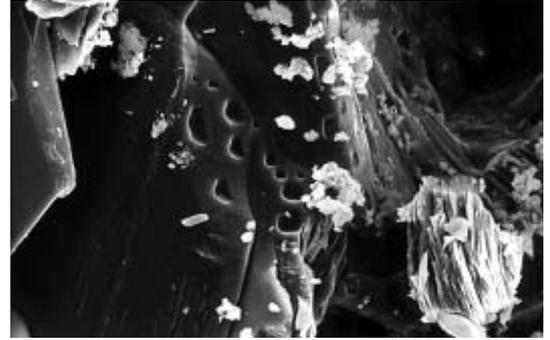
Durch das heterogene Gefüge kam es zu einer sehr ungleichmäßigen Durchtränkung des Objek-



1 Röntgenbeugungsdiagramm der Kristallstrukturen einer Entnahmeprobe mit rissig aufgeplatzter Oberfläche (Schadensuntersuchung 1987). Das Diagramm zeigt die Entwässerungsstufen: Bassanit (Halbhydrat, rot) als häufigste Verbindung, daneben Anhydrit und den originalen Alabaster-Gips nur mehr untergeordnet (Quarz tritt in Spuren im Alabaster auf).



2 Stängeliges Gipsgefüge der sehr feinkörnigen Alabasterausbildung, das vom PMMA durchtränkt und überzogen ist. Die großen Blasen (Vakuolen, unten) sind vereinzelte Stellen, in denen Luft eingeschlossen wurde. Probe aus ca. 10 cm Tiefe der Hundeskulptur (Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme).



3 Grober Gipskristall (links) mit Kunstharzüberzügen. Die napfförmigen Gebilde sind Hohlräume im Kristall, die von Harzfilmen ausgekleidet werden. Das blättrige Aggregat (rechts) ist vermutlich ein neu entstandener Anhydrit mit poröser Struktur. Entnahmetiefe ca. 10 cm (Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme).

tes, was Spannungen hervorrief. Der Sarkophag selbst war aber bis zum Kern laut $^1\text{H-NMR}$ -Messungen (Wasserstoff-Kernresonanzspektroskopie) durchtränkt worden. Bei der Bohrkernentnahme an der Skulptur des Hundes lagen die PMMA-Gehalte (Polymethylmethacrylat-Kunstharz) an der Oberfläche bei ca. 13 Gew.% PMMA, sie sanken bis zum Kern auf ca. 5% PMMA ab.

Rasterelektronenmikroskopische Untersuchungen an dem Alabaster zeigten sehr deutliche Anlagerungen des Kunstharzes an den Gips und nur sehr geringe Vakuolen und Luftbläschen (Abb. 2 und 3).

Es konnten Restspannungen im getränkten Material durch gezielte Befeuchtung von Proben nachgewiesen werden, die zu weiteren Verwölbungen und Rissbildungen führten. Die Wasseraufnahme lag bei dem Material noch bei ca. 0,5 Gew.%, wobei eine reine PMMA-Probe 0% aufweisen sollte.

Die Temperaturdehnung α_T des getränkten Materials schwankte deutlich und unsystematisch zwischen $1,7$ bis $3,1 \cdot 10^{-5}$ m/mK und zeigte ein nicht lineares Temperaturdehnungsverhalten mit einem Knickpunkt, der auch stark schwankend zwischen $+20$ °C und $+80$ °C lag. Das PMMA selbst lag bei $7,3 \cdot 10^{-5}$ m/mK bis zu einem Knickpunkt bei $+25$ °C und darüber bis 60 °C bei $10,5 \cdot 10^{-5}$ m/mK. Dies bedeutet, dass ein heterogenes Ausdehnungsverhalten vorliegt und sich die Ausdehnungseigenschaften des Gipses und des PMMAs unterschiedlich überlagern, was wiederum zu Spannungszuständen bei Temperaturbelastungen führt.

Entsprechend der α_T -Bestimmungen und Glaspunktsbestimmungen mittels „Differentieller Thermoanalyse“ (DTA) besaß das PMMA einen Glaspunkt bei ca. 60 °C.

Im Tiefenprofil zeigten sich an einem optisch

gleichmäßig dichtem Bohrkern auch sehr große Unterschiede in der Dampfdurchlässigkeit: An der Oberfläche lag eine dichte Zone mit einer Wasserdampfdiffusions-Widerstandszahl von $\mu = 1200$ vor und zur Tiefe schwankten die Werte zwischen $\mu = 380$ – 2100 .

Nach der Schädigung trat durch den Kontakt mit der Luftfeuchte, und noch verstärkt durch die viele Feuchte bei der Aufmauerung über dem Gasbetonkern in der sehr feuchten Kirche, eine sehr schnelle Rückhydratisierung zu Gips und Spannungen entsprechend den beschriebenen Materialheterogenitäten auf. Dies führte zu starken Verformungen und in Teilbereichen zu Rissen und einer Auflösung des Gefüges in Form von Treiberscheinungen. Es lag somit aus naturwissenschaftlich-technischer Sicht eine sehr ungünstige, vorher nicht erwartete und absehbare Verknüpfung von schädigenden Faktoren vor.

Entwicklung von Restaurierungsmethoden

Es mussten mehrere Wege beschritten werden, bis eine erfolgreiche und praktisch umsetzbare Methode gefunden wurde. Der Prozess der Konservierungsversuche zog sich von 1986 bis ins Jahr 1998.

Versuchen mit dem Ziel, das Harz mit verschiedenen Lösungsmitteln wieder herauszulösen, war kein Erfolg beschieden. Es löste sich entweder fast nichts oder der Lösungsprozess führte zu einer starken Anquellung des gesamten Gefüges, sodass diese Herangehensweise verworfen wurde. Auch physikalisch ließ sich das Harz nicht zerstören.

Daraufhin wurden in den Jahren bis 1996 verschiedene kaltherhärtende Kunstharze auf PMMA-Basis ausgetestet. Als bestes und bereits mehr-

Tabelle 1: Zusammensetzung der eingesetzten Restaurierungsmassen (Angaben von Firma Aedis, Möglingen).

Verwendungszweck	Bezeichnung/Rezeptur
Kittmörtel, Feinmörtel für Antragungen	FM1 = Bindemittel Acrylharzdispersion (Motema-WPC) mit dem Füllstoff Lenzin (Naturgips) versetzt, bis zur steif teigigen Konsistenz
Injektionsmörtelmischung und Kleber	I2 = 100 GT*) Harz (Motema-Injektion PMMA 220) + 1% GT Peroxidkatalysator plus 200 GT Vollglaskügelchen < 50
Strukturelle Festigung des geschädigten Alabasters und Vorbehandlung der Rissflanken	Tränkung mit 5%-iger PMMA-Lösung Finish X40 (weiterverdünn mit Toluol auf 5% Harzgehalt, Ergebnisse vgl.Tab. 2)
Zwischenbehandlung (Zwischenfirnis)	Tränkung mit Finish X40, verdünnt auf 5% Harzgehalt mit Ethylacetat (um Anlösung der bisherigen Antragungen zu vermeiden)
Abschlussbehandlung, Retusche	R1 = Retusche auf den Antragsmörteln (Pigmente und Bindemittel Motema-WPC, d.h. Waterpolymer-Coating, eine einfärbbare, wasserverdünnbare Acrylatdispersion. Pigmente: Mixol, angeriebene, natürliche handelsübliche Pigmentmischungen)

*) GT= Gewichtsteile

Tabelle 2: Druckfestigkeiten an verschieden gefestigten Gipsproben (Größe ca. 5 x 5 x 2,5 cm, Prüfung in Anlehnung an Norm DIN EN 1926, Prüfung senkrecht zur Höhe).

Probe	Behandlung	Rohdichte [kg/dm ³]	Bruchkraft [N]	Druckfestigkeit [N/mm ²]
1	gefestigt	2,26	23480,00	17,78
2	gefestigt	2,22	40750,00	30,57
3	gefestigt	2,20	34910,00	25,25
4	gefestigt	2,22	59850,00	46,61
5	gefestigt	2,21	25630,00	19,18
6	gefestigt	2,20	60050,00	44,96
	Mittelwerte	2,22	40778,33	30,72
A	Gips, bruchfrisch	2,16	29870,00	19,41
B	Gips, bruchfrisch	2,24	28560,00	20,41
C	Gips, bruchfrisch	2,21	21120,00	17,88
	Mittelwerte	2,21	26516,67	19,23

Tabelle 3: Zugfestigkeiten der Klebungen von zwei Gipsstücken mit verschiedenen Klebern auf Motema 220-Basis (gemessen nach der Norm DIN EN 12 372).

Probe	Bruchlast, gesamt [N]	Zugfestigkeit [N/mm ²]
K1-1 Klebung mit gefülltem Harz*)	1531	0,61
K1-2 Klebung mit gefülltem Harz	1542	0,61
K1-3 Klebung mit gefülltem Harz	2044	0,82
K1-4 Klebung mit gefülltem Harz (vorzeitiges Versagen wegen Riss im Gips)	144	0,06
K2 Motema 220 + 1% Härter, ungefüllt	2049	0,82
K3 Motema 220 + 1% Härter, ungefüllt	822	0,33
Durchschnitt	1355	0,54

*) vergleichbar Rezeptur I2 mit zusätzlich 1% Aerosil (gefällte Kieselsäure) als Füllstoff.

fach ausgetestetes Grundprodukt erwiesen sich die PMMA-Produkte einer Frankfurter Firma. Es handelte sich um drei Kunstharztypen:

1. Das physikalisch aushärtende und in Toluol gelöste PMMA-Harz Finish X30 (oder X40), das in verschiedenen Konzentrationen angewendet wurde als:
 - Festigungsmittel in Form einer Tränkung
 - als Vorbehandlungsmittel an abmehlenden Bereichen.
2. Ein Kunstharzkleber auf PMMA-Basis Motema 220, der ein reaktives MMA-Harz darstellt, das mit Härtern und Katalysatoren vermischt zu einem PMMA-Harz kalt vernetzt. Er wurde verwendet als:
 - Bindemittel für Antragsmassen/Kittmörtel
 - Bindemittel für Rissinjektagemassen
 - Kleber.
3. Eine wasserlösliche und -verdünnbare Acryldispersion Motema-WPC, sie wurde verwendet als:
 - Grundlage für Retuschen und hierbei mit Pigmenten versetzt
 - Bindemittel für den Kittmörtel.

Die Rezeptierung der verschiedenen Massen auf Basis der obigen Harze und Optimierung der Eigenschaften für die Anwendung sowie die farbliche Abstimmung erfolgte durch das Restauratorenteam unter Leitung von Georg Schmid (Firma Aedis, Möglingen). Wir hatten die Aufgabe, die technisch besten und stabilsten Varianten durch Belastungsprüfungen herauszufinden (vgl. Tabelle 1).

Voruntersuchungen der Harze auf ihre Eignung

Die Kunstharze wurden auf ihre Eignung und Dauerhaftigkeit in mehreren Tests untersucht. Dies umfasste künstliche Alterungssimulationen, Versuche zu ihrem Eindringverhalten in den Alabaster, in Risse mit Messung der Klebkraft, sowie Bestimmung der Festigungswirkung. All dies erfolgte an verschiedenen Rezepturen. Beispielhaft seien hier nur die Steigerung der Druckfestigkeit und der Klebkraft aufgeführt (Tabelle 2 und 3).

Festigung des Alabasters

Festigungen waren erforderlich, da der Alabaster zum Teil in Fehlstellen und an der Oberfläche mehlig zersetzt war. Auch auf Rissflanken lagen z. T. mehlig Schichten vor, sodass er vor der Verklebung gefestigt werden musste. Es erfolgte eine Tränkung des gesamten Gipses mit Lösemittel und der Methacrylatlösung Finish X40 zur Strukturfestigung bis zur Sättigung bei Probe 1–6. Zum Vergleich wurde unbehandeltes bruchfri-

ches Alabastermaterial (Probe A–C) mit gemessen (Tabelle 2).

Aufgrund dieser Ergebnisse konnte der Tränkungserfolg (Festigung) als sehr gut bewertet werden. Es kam zu einer erheblichen Druckfestigkeitssteigerung von im Durchschnitt 19 auf 30 N/mm², was einem Anstieg um ca. 50% entspricht. Bei zersetzten Gipsen, wie sie am Sarkophag vorliegen, war mit einer noch besseren Festigkeitssteigerung zu rechnen, da mehr Tränkungsmittel aufgenommen werden konnte und die Restfestigkeit durch den Zerstörungsprozess auf nahezu null abgesunken war.

Verklebung der Risse im Alabaster

Die zahlreichen Risse im Alabaster und die geöffneten Fugen zwischen den Teilstücken mussten ohne sichtbare Veränderungen kraftschlüssig verklebt werden. Hierzu wurde originales Alabastermaterial mit verschiedenen Abmischungen auf Basis Motema 220 verklebt (Tabelle 3).

Die Ergebnisse zeigten, dass alle Zugversuche an geklebten Proben (sowohl gefüllte wie ungefüllte Kleber) hohe Zugfestigkeitswerte besitzen, die höher sind als der Stein selbst. Dies zeigt sich durch den Bruchverlauf im Stein selbst, d.h. es tritt ein so genannter Kohäsionsbruch im Stein auf.

UV-Beständigkeit und Alterungsversuche an den fertigen Mischungen

Zur Sicherheit wurde die Dauerhaftigkeit der fertigen Rezepturen auf ihre UV-Beständigkeit hin getestet. Es sollten alle in Frage kommenden Rezepturen (insgesamt 20 Varianten) belastet werden, um Veränderungen für die Zukunft auszuschließen.

Es wurde ein Klimasimulations-Gerät, Typ Global-UV-Testgerät, Modell UV 200 RB/20 DU, System Weiss, Bauart BAM, verwendet. In diesem Fall kam nur UV-Strahlung in einem Dauerklima entsprechend dem Raumklima zum Einsatz. Die UV-Belastung erfolgte in 2 Zyklen von insgesamt 300 Stunden. Die Proben wurden senkrecht stehend eingebaut und jeweils zur Hälfte mit einer lichtundurchlässigen Folie abgedeckt (vgl. Abb. 4 und 5).

Die UV-Bestrahlung erfolgte mittels Leuchtstofflampen, die dem kurzwelligen Teil des Sonnenlichtes nahe kommen. Insbesondere die energiereichen UV-A und UV-B-Anteile ($\lambda = 300\text{--}420\text{ nm}$), welche eine Photooxidation auslösen können, wurden durch die Bestrahlung nachgeahmt. Die eingesetzte Kombination der Leuchtstoffröhren entsprach der Strahlenspektralverteilung gemäß Verfahren B der DIN 53384 E.



4 Der Kittmörtel der Rezeptur FM1 vor (links) und nach (rechts) der UV-Bestrahlung. Es traten keinerlei Schäden auf (links mit UV-undurchlässiger Folie abgeklebt).

5 Fertig retuschiertes Muster R1 nach der Alterungssimulation. Links der abgedeckte Bereich war nicht bestrahlt, rechts dagegen 300 h. Es ist keine Alterung erkennbar.

Ergebnisse der UV-Alterung

Es konnten keinerlei UV-Alterungen oder sonstige Schädigungen durch die Raumklimalagerung und UV-Bestrahlung festgestellt werden. Die Restaurierungsmassen müssen in dieser Hinsicht als dauerhaft und stabil bezeichnet werden.

Schlussbemerkung

Nach diesen ausführlichen Untersuchungen waren die besten Voraussetzungen für eine nachhaltige Restaurierung des Grabmals geschaffen. Die kunstvolle Umsetzung durch das Restauratorenteam ließ das Grabmal in seiner alten Schönheit wieder erstehen.

Zum zusätzlichen Schutz des Grabmals wird die Grabkapelle klimatisiert, was Wechselbelastungen für die Zukunft vermeiden soll. Aus den eingangs erwähnten Gründen werden in der Grabkapelle eine relative Luftfeuchtigkeit von 40%, maximal 45%, und eine Temperatur von möglichst konstanten 10 Grad Celsius angestrebt.

Untersuchungsberichte:

Grassegger, G. (1987): Hatzfeld-Grabmal, Bergkirche Laudenbach – Untersuchung zur Schadensursache an einem Alabaster-Sarkophag nach einer Kunstharz-Volltränkung, Nr. D3 140 008/GR. (Interner Bericht des LDA vom 18.9. 1987)

Grassegger, G. (2001): Restaurierung des Hatzfeld-Grabmals, Mechanische Untersuchung von Festigungen und Probeklebungen auf Alabastergips, Nr. 32–804073 (Interner Bericht der FMPA vom 2. 7. 2001)

Grassegger, G. (2002): Restaurierung des Hatzfeld-Grabmals – Test der UV-Alterungsbeständigkeit bei den fertigen Restaurierungsmaterialien (Kittmörtel, Klebungen, Injektagen und Retouchen), Berichtsnummer 32 804 073 000-2 (Interner Bericht der FMPA vom 3.5. 2002).

Dr. Gabriele Grassegger

Otto-Graf-Institut, Universität Stuttgart
Forschungs- und Materialprüfungsanstalt für
das Bauwesen (FMPA)
Pfaffenwaldring 4
70569 Stuttgart



Bericht über die aktuelle Restaurierung

Georg Schmid

Beschreibung des Bestands und Zustands

Das Laudenbacher Grabmal für Feldmarschall Graf Hatzfeld wurde komplett aus Alabaster gearbeitet. Es bestand aus ursprünglich 79 zum Teil sehr großen Einzelstücken. Alabasterwerkstücke dieser Größe sind eine Besonderheit.

Bis zum Zeitpunkt unserer Beauftragung im August 2000 war das Grabmal, genauer seine mittlerweile noch weiter zerfallenen Einzelteile, abgebaut und in Kisten verpackt im Schloss Weikersheim eingelagert. Diese Lagerstätte war wie schon in den 80er Jahren gewählt worden, weil dort konstante trockene Bedingungen herrschen. Wie an den Bildern vom Vorzustand zu sehen ist, war der Erhaltungszustand des Grabmals katastrophal. An den Reliefdarstellungen fehlten Teile der Oberfläche. Diese waren in den vorangegangenen Jahrzehnten zum Teil abgedudert und damit in der Bildaussage beeinträchtigt worden. Neuere flächige Verluste an den Reliefs waren durch Absprengungen von Schollen entstanden, die durch die mittlerweile mehrfach überfestigte Oberfläche verursacht wurden. Durch extreme Rissbildung war das Materialgefüge zudem stark geschwächt. Dies äußerte sich in einem dichten Netz feinsten Haarrisse bis hin zu mehreren Milli-

meter breiten Rissen, die das ganze Kunstwerk durchzogen. Im Zuge dieser Schadensentwicklung hatten sich die 79 Werkstücke schließlich in 217 einzelne Fragmente zerlegt.

Einzelne Werkstücke wiesen zudem unterschiedlich starke Deformationen auf, insbesondere die Reliefplatten waren mehrere Zentimeter stark aufgewölbt. Große Teile der Alabasteroberfläche waren mit Gipsantragungen und Farbe überarbeitet. Somit war die materialeigene Struktur verfälscht.

Die uns gestellte Aufgabe war bis zum damaligen Zeitpunkt völlig neu, noch bei keiner anderen Restaurierung bewältigt worden, zumal an einem Alabasterobjekt dieser bildhauerischen Qualität. Alle Aspekte dieser Konservierung und Restaurierung stellten eine besondere Herausforderung an alle Beteiligten und unsere junge Werkstatt dar.

Vorbereitende Maßnahmen und Restaurierungskonzept

Bevor nun mit der eigentlichen Restaurierung begonnen werden konnte, wurden folgende vorbereitende Maßnahmen getroffen. Unsere Werkstatt in Ditzingen musste entsprechend den Vorgaben mit einer speziellen Klimakammer ausgerüstet werden.

Die anstehenden Arbeiten erforderten einerseits eine genau einzuhaltende relative Luftfeuchtigkeit zwischen 40 und 50%, unabhängig davon, wie viele Personen an dem Objekt arbeiten.

Andererseits musste ein umfangreicher Luftaustausch sichergestellt werden, da ausgiebig mit Lösungsmitteln und stark die Atemluft belastenden Harzen zu arbeiten war. Über die normale Ausrüstung einer Werkstatt für Steinkonservierung hinaus musste diese mit Luftentfeuchern, einer Absauganlage mit Aktivkohlefilter und Absaugessen nachgerüstet werden. Diese Installationen produzierten eine enorme Abwärme, die es erforderlich machte, in den Sommermonaten zusätzlich noch eine Klimaanlage zu installieren. Im Schloss Weikersheim wurden die Teile Ende 1999 für den anstehenden Transport sorgfältig verpackt. Zuvor wurde jedes der Einzelteile systematisch durch einen Fotografen aufgenommen. Der Transport von Schloss Weikersheim in unsere Werkstatt erfolgte durch eine speziell ausgerüstete Kunsttransportfirma.

Das Restaurierungskonzept wurde eigens auf das angetroffene Mischmaterial aus Alabaster, Gips



1 Eine bandagierte Sarkophagecke vor der Notbergung 1993. Foto: Katholische Kirchengemeinde Laudenbach.

und dem durch die Acrylharz-Volltränkung eingebrachten Polymethylmetacrylat abgestimmt. Die Feinabstimmung der für die Konservierung und Restaurierung vorgesehenen Materialien wurde an 70 materialgleichen Probekörpern durchgeführt. Dafür wurden im noch erhaltenen Forchtenberger Stollen, in dem bereits die Bildhauerdynastie Kern ihr Material unterirdisch abgebaut hatte, Alabaster neu gebrochen. Daraus wurden Probekörper hergestellt. Die so produzierten Versuchsobjekte wurden restauratorisch bearbeitet und für die naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Tests vorbereitet. Sämtliche für die Restaurierung eingesetzten Materialien wurden anschließend an diesen Objekten von der Forschungs- und Materialprüfungsanstalt für das Bauwesen an der Universität Stuttgart auf ihre Anwendungsmöglichkeiten und ihre Unbedenklichkeit untersucht.



2 Das bandagierte Albrück-Relief vor der Notbergung 1993. Foto: Katholische Kirchengemeinde Laudenburg.

Konservierung und Restaurierung

Kontinuierlich arbeiteten im Zeitraum von Februar 2001 bis März 2002 zwei Restauratoren an diesem Projekt. Wenn bestimmte Arbeitsschritte eine höhere Kapazität notwendig machten, kamen noch weitere vier Fachkollegen hinzu.

Als wichtigste Maßnahme der Konservierung war die strukturelle Festigung des geschwächten Materialgefüges anzugehen. Für den Festigungsvorgang stellte sich eine dreistufige Vorgehensweise als praktikabel und erfolgreich heraus.

Als erster Arbeitsschritt der Festigung wurde mittels Spritzen mit Kanülen ein dünnflüssiges Kunstharz auf Einkomponentenbasis eingebracht. Dieser erste Arbeitsschritt diente zur Festigung feinsten Haarrisse bis auf eine Rissweite unter 0,1 mm sowie der strukturellen Festigung der Rissflanken.

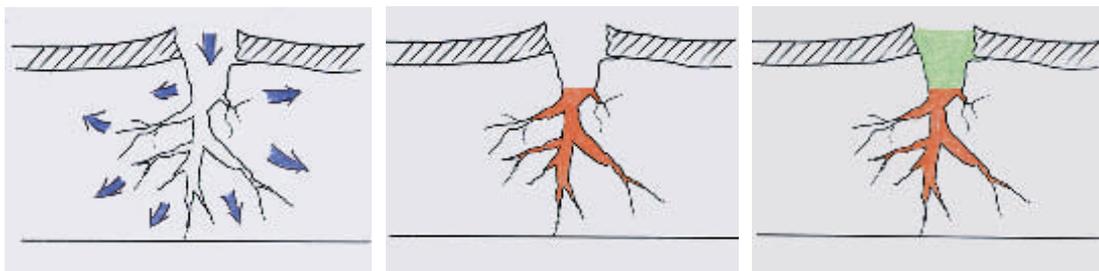
Als zweiter Arbeitsschritt wurde ein Acrylharz auf Zweikomponentenbasis eingespritzt zur Festigung von Rissen bis 1 mm Größe.

In der dritten Arbeitsphase wurden Risse, die größer als 1 mm waren, mit demselben Kunstharz auf Zweikomponentenbasis unter Zugabe von kleinsten Glaskügelchen verfüllt. Die Glaskügelchen als Zuschlag verringerten das Schrumpfen des Kunstharzes beim Abbinden.

Nach Abschluss der Festigung konnten nun die Einzelteile zusammengefügt und mit einem

Acrylharz ebenfalls auf Zweikomponentenbasis verklebt werden. In einigen Bereichen, in denen es die Statik der Einzelteile notwendig machte, wurden die Klebungen durch Dübel aus V4A-Stahl oder Glasfaserstäben unterstützt. Durch die vorgefundenen zum Teil unterschiedlichen Verformungen einzelner Teilstücke gestaltete sich das exakte Anpassen der Bruchkanten als äußerst schwierig. Teilweise konnten daher kleinere Versätze an den Bruchkanten nicht vermieden werden.

Ein weiterer wichtiger Arbeitsschritt war die Reinigung von Schmutzablagerungen und die Abnahme von Farbüberzügen. Letztere waren offensichtlich bei den vorangegangenen Restaurierungsmaßnahmen als Retuschen und Überzüge aufgebracht worden und bereits nach kurzer Zeit stark vergilbt. Nachdem durch naturwissenschaftliche Untersuchungen die Zusammensetzung der Überzüge analysiert war, konnte das Reinigungsmittel bestimmt werden. Gereinigt wurde mit organischen Lösungsmitteln (Xylol). Um ein längeres Einwirken zu gewährleisten, wurden sie mittels Kompressen aufgebracht. Die so abgelösten Verschmutzungen und Farbüberzüge konnten anschließend mechanisch abgenommen werden. Leider konnten nicht sämtliche Farbveränderungen, die durch frühere Restaurierungen im Alabastermaterial entstanden waren und nun durch



3 Schematischer Schnitt durch den geschädigten Alabaster des Laudenburg Grabmals.

a: Darstellung des ersten Arbeitsschrittes, der Festigung. b: Darstellung des zweiten Arbeitsschrittes, dem Ausspritzen des Risses. c: Darstellung des dritten Arbeitsschrittes, der Rissverfüllung. Vorlage: Aedis, Möglingen.

das Acrylat in diesem unlöslich eingebunden waren, rückgängig gemacht werden. Nach Festigung, Klebung und Reinigung erfolgte das Kitten der Fehlstellen. Als Kittmasse wurde eine Mischung aus wässriger Kunstharzdispersion und ungebranntem Alabastergips verwendet. Um die Anschlüsse beim Aufbau des Grabmales und seine Lesbarkeit als Gesamtform zu gewährleisten, wurden die Außenkanten der konstruktiven Werkstücke in ihrer Linienführung ergänzt. An den Reliefdarstellungen wurden lediglich konservierende Kittungen zur Stabilisierung im geringst notwendigen Umfang durchgeführt. Auf Rekonstruktionen wurde entsprechend dem restauratorischen Konzept verzichtet. Das Ergänzungs- und Kittmaterial wurde aufgrund der stark changierenden Farbigkeit des

Alabastermaterials und zur Sicherstellung der maximalen Qualität des Kittes nicht eingefärbt. Im Anschluss an die Kittung wurde ein Schutzüberzug aus der 5%-igen Lösung eines Acrylharzes aufgebracht. Darauf folgte die farbige Angleichung der Kittungen, also die Retusche. Diese wurde so ausgeführt, dass die retuschierten Kittungen aus der Nähe betrachtet noch zu erkennen sind, aus der normalen Betrachtungsentfernung jedoch ein geschlossenes Gesamtbild erscheint. Für die Retuschen wurden nur hoch lichtbeständige Pigmente verwendet, um spätere Farbveränderungen zu vermeiden. Abschließend wurde noch eine Lösung aus mikrokristallinem Wachs aufgebracht, als Schutz und um einen gleichmäßigen seidenmatten Glanz zu erzeugen. Das Grabmal war in der Vergangenheit immer



4 a u. b Die Deckplatte mit der Liegefigur vor und nach dem Zusammenfügen und Verdübeln der 14 Fragmente. Foto: Aedis, Möglingen.



5 a–c Der Putto mit dem Wildenburger Wappen vom Kopfende des Grabmals im Vor-, Zwischen- und Endzustand. Foto: Aedis, Möglingen.

über einem gemauerten Kern versetzt. Diese Art des Aufbaus war wegen der sehr starken und irreversiblen Verformungen der Einzelteile zwingend auszuschließen. Stattdessen wurde ein Aufbau gewählt, der über einem flexibel anpassbaren Edelstahlgerüst erfolgte. Die einzelnen Teile sollten nicht aufeinander lasten, sondern mit möglichst engem Fugenbild montiert werden. Gleichzeitig sollte den Einzelstücken genügend Freiraum gegeben werden, um eventuelle Ausdehnungen spannungsfrei zu ermöglichen. Zur Vorbereitung der Wiederaufstellung wurde die unterste Ebene des Grabmals in der Werkstatt exakt ausgerichtet und ausgelegt. Danach wurde die korbartige Innenkonstruktion in ihrem Grundriss festgelegt. Nachdem dieser Korb hergestellt war, wurden die seitlichen Teile des Grabmals probeweise eingefügt und die Befestigungen justiert. Die Befestigungen mussten individuell dreidimensional – auch in der Tiefe – mittels Stellschrauben an die Topographie jedes Einzelteils

angepasst werden. Dabei waren immer wieder Modifikationen des Korbgestells und der Anschlüsse erforderlich. Dies führte Zug um Zug zu einem vollständigen Probeaufbau in der Werkstatt. Die dabei aufgetretenen und gelösten Probleme hätten in der Grabkapelle in Laudenbach nicht mehr so befriedigend gelöst werden können.

Bei der gesamten Konservierung und Restaurierung des Hatzfeldgrabmals wurde mit allerhöchster Sorgfalt und Disziplin, auch bei der Verarbeitung der neu modifizierten Materialien, vorgegangen; dieses Vorgehen gewährleistet die Nachhaltigkeit der jetzt durchgeführten Maßnahme.

Dipl.-Rest.(FH) Georg Schmid
Kirchgartenstraße 3
71696 Möglingen



Bauphysikalische Verbesserung der Grabkapelle und die Entwicklung der Tragkonstruktion im Kern des Grabmals

Robert Vix

Zur Klimatisierung der Grabkapelle

Voraussetzung für die Klimatisierung der Grabkapelle war, diese vom Hauptschiff abzutrennen. Da die schmiedeeisernen Gittertore zur Grabkammer im Regelfall geschlossen bleiben und unangemeldete Besucher das Grabmal des Grafen von Hatzfeld nur durch die Glastüren betrachten sollen, war es wichtig, dass die Abtrennung höchst transparent ausfällt. Um auch die optische Verbindung zwischen Schiff und Grabkapelle zu erhalten, wurde die Klimaschranke folglich gläsern ausgebildet und am Eingang zur Grabkapelle zwischen die Mauerlaibung eingebaut. Reduzierte, vom Schlosser gefertigte Rahmenprofile wurden weitgehend in die Wand eingelassen, um den historischen Durchgang sowohl funktional wie gestalterisch möglichst wenig einzuengen. Die Tür ist in Anlehnung an eine vorhandene schmiedeeiserne Tür zweiflügelig ausgebildet. Eine exzentrische Achse machte rahmenlose Flügeltüren ohne weitere Bänder möglich. Die – im eigentlichen Wortsinn – bauliche Zutat ist somit zeitgemäß, ohne den historischen Raum zu dominieren.

Die Technik für die Klimatisierung wurde in einer freien Grablage in der westlichen Wand untergebracht. Das nötige Lüftungsgitter beeinträchtigt jedoch in seiner Gestalt und Farbgebung den Raum nicht.

Die Klimatisierung des Raumes ist die wesentliche Grundlage für die Nachhaltigkeit der jetzigen Restaurierung. Der Alabaster des Hochgrabs hat in erster Linie wegen zu hoher und zu stark schwan-

kender Feuchtigkeit Schaden genommen. Bei Klimateaufzeichnungen von März 1996 bis Dezember 1997 konnte festgestellt werden, dass die Luftfeuchtigkeit in der Grabkapelle vor Durchführung der Rettungsaktion sehr häufig 100% relative Luftfeuchtigkeit erreichte. Kondensierendes Wasser an den Oberflächen der Bauteile sowie am Alabasterhochgrab war die Folge.

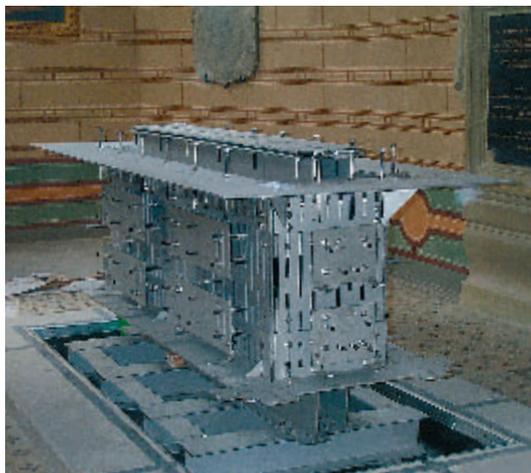
Die jetzige Klimatechnik soll sicherstellen, dass in der Grabkapelle die relative Luftfeuchtigkeit bei maximal 45% und die Temperatur bei durchschnittlich 10° Celsius gehalten wird.

Die Entwicklung der Tragkonstruktion im Kern des Grabmals

Neben der eigentlichen Restaurierung des Hatzfeldgrabs kam der Konstruktion eines Traggestells für den Alabastersarkophag besondere Bedeutung zu.

Das Alabastergrabmal war gemauert, und zwar die Alabasterplatten über einem Ziegelsteinkern. Infolge der starken Schwächung der Alabaster-elemente, wie schon ausführlich beschrieben wurde, konnten und durften diese einander nach dem Wiederaufbau nicht mehr belasten. Nur so wird sichergestellt, dass zu den aufgetretenen inneren Kräften keine äußeren Kräfte hinzukommen. Das Zweitgrab in Prausnitz hat ein Gesamtgewicht von ca. 68 Zentnern. Das Laudbacher Grabmal hatte ursprünglich in etwa das gleiche Gewicht, wobei die verschiedenen Volltränkungen sicherlich dazu geführt haben, dass das jetzige Gewicht deutlich höher ist.

1 Das stählerne Traggestell des Grabmals bei der Montage im März 2002. Foto: R. Vix, Niederstetten.



2 Die Kopfseite des Grabmals im Zwischenzustand. Foto: R. Vix, Niederstetten.





steckt. Die vielen Stellschrauben, Halterungen, Knöpfe und Auflager sollen ihren Dienst weitestgehend im Verborgenen leisten. Der aufmerksame Betrachter wird jedoch erkennen können, wie das leidgeprüfte historische Werk durch ein Korsett gestützt wird.

3 Die Grabkapelle in der Bergkirche mit schmiedeeisernem Gittertor und gläsernem Abschluss-element, Frühjahr 2002. Foto: R. Vix, Niederstetten.

Zum guten Schluss

Die Mittel für die Restaurierung wurden von vielen verschiedenen Seiten aufgebracht. Wenn einige Zeit vergangen ist, wird niemand mehr von den Kosten sprechen. Das Grabmal des Melchior von Hatzfeld jedoch wird sicherlich vielen Betrachtern Freude bereiten. Nach Anmeldung können Interessierte das Grabmal aus nächster Nähe unter Führung besichtigen.

4 Die Westseite der Grabkapelle mit der durch Lamellentüren geschlossenen Techniken. Foto: R. Vix, Niederstetten.

Für die Erhaltung des Grabmals von Melchior von Hatzfeld müssen weiterhin Gelder, Kraft und Energie aufgewendet werden. Die Klimaanlage bedarf der ständigen Wartung und Kontrolle. In diesem Zusammenhang werden weiter kontinuierlich Klimamessungen durchgeführt. Der laufende Betrieb der Technik wird Kosten verursachen, die jedoch Voraussetzung für eine langfristige Erhaltung des hochwertigen Grabmals sind.



Robert Vix
Freier Architekt BDA
Torgasse 2
97996 Niederstetten

5 Das konservierte und restaurierte Grabmal des Feldmarschalls Melchior Graf von Hatzfeld, Zustand 2002.

Neben den statischen Anforderungen kam die Notwendigkeit hinzu, eine Konstruktion zu finden, die in der Lage ist, die beträchtlichen Verformungen aufzunehmen. Darüber hinaus war es unabdingbar, die Elemente derart fügen zu können, dass ein ansehnliches Gesamtbild des Sarkophags entsteht.

Das Grabmal hat ein aufwändiges Innenleben aus Edelstahl erhalten. Die Anforderung an die Haltekonstruktion besteht darin, jedes einzelne Alabasterstück für sich zu tragen. Zudem muss jedes Alabasterstück in Lage und Ausrichtung dreidimensional verstellbar getragen werden. Die Konstruktion wurde von unserem Büro entwickelt und in enger Abstimmung mit Restauratoren und Schlossern modifiziert und weiterentwickelt. Der Aufbau des Hochgrabes konnte dank der variablen Montagemöglichkeiten systematisch, Zug um Zug erfolgen. Die Einzelteile wurden in ihrer Lage definiert und mit Fingerspitzengefühl justiert.

Das teure Stahlobjekt ist hinter dem frisch restaurierten Werk des Bildhauers Achilles Kern ver-





Wiederherstellung der ehemaligen Schlosskapelle Schmiedelfeld

Grenzen der Umsetzung einer denkmalpflegerischen Konzeption

Im Sommer 2001 wurde die ehemalige Schlosskirche Schmiedelfeld, Gemeinde Sulzbach-Laufen (Kreis Schwäbisch Hall), ihrer neuen Bestimmung als Kulturstätte übergeben. Die Realisierung dieses Projektes ist wesentlich dem Eigentümer, dem Heimat- und Kulturverein Sulzbach-Laufen, zu verdanken, der ein Jahrzehnt die Baumaßnahme begleitet und in zahllosen Arbeitsstunden einen Beitrag zur Instandsetzung dieses Kulturdenkmales geleistet hat. Als Vertreter der Denkmalschutzbehörden seien hier Albert Rothmund, Landratsamt Schwäbisch Hall, und Thomas Boedecker t, Landesdenkmalamt, genannt, die maßgeblich halfen, das Projekt auf den Weg zu bringen.

Ulrike Roggenbuck-Azad

Baugeschichte

Oberhalb des Ortes Sulzbach stand die Burg Schmiedelfeld, deren Geschichte sich bis in die Stauferzeit zurückverfolgen lässt. Zu dieser Ministerialienburg gehörte auch eine Kapelle, die ihren Standort südlich, außerhalb der Burgmauern hatte.

Über mittelalterliche Vorgängerbauten der überlieferten Renaissancekapelle ist archivalisch nichts

1 Schlosskirche Schmiedelfeld von Osten, 2002.



bekannt. Bei archäologischen Untersuchungen im Zusammenhang mit der Baumaßnahme wurden aber ältere (romanische?) Mauerzüge im Chorbereich ausgegraben, eine exakte zeitliche und räumliche Zuordnung konnte jedoch nicht erfolgen. Baulich greift die Renaissancekirche auf die Umfassungsmauern mit den Maßwerken und das Chorgewölbe des gotischen Vorgängerbaus zurück. Die gestalterische Überformung und Neuinterpretation des Innenraums zur evangelischen Predigtkirche einschließlich der spitzbogigen Maßwerke und des Chorbogens erfolgte 1594/95 durch Eleonora (geb. von Zimmern), der Gemahlin Schenk Johanns.

Die Kirche diente als Grablege der evangelischen Schenken (1557 bis 1682). Wegen dieser Funktion bestimmte der Einbau von Epitaphen wesentlich das Erscheinungsbild des Kirchenraumes. 1690 erlosch die Schmiedelfeldsche Linie der Limpurger und in der Folge wechselten die Eigentümer der Schlossanlage mehrmals.

1837 wurde die Kirche profaniert und in ein Wohngebäude mit Brauerei, Gastwirtschaft und Stall umgewandelt. Die gotischen Maßwerksfenster wurden ausgebrochen oder vermauert, die Empore wurde abgebrochen und eine den ganzen Kirchenraum durchschneidende Geschossdecke eingebaut. Der Steinplattenboden wurde entfernt und der gesamte Bauschmuck abgeschlagen. Unversehrt blieb lediglich das Stuckrippengewölbe im Chor mit seinen figürlichen Gewölbeanfängern und der südliche Teil der Stuckdecke im Schiff. Verloren ging die Orgel, die sich an der Rückwand des Schiffes befand.

1992 erwarb der Heimat- und Kulturverein Sulzbach/Laufen das baufällige Gebäude und setzte sich für die Instandsetzung und Nutzung der ehemaligen Schlosskapelle ein.

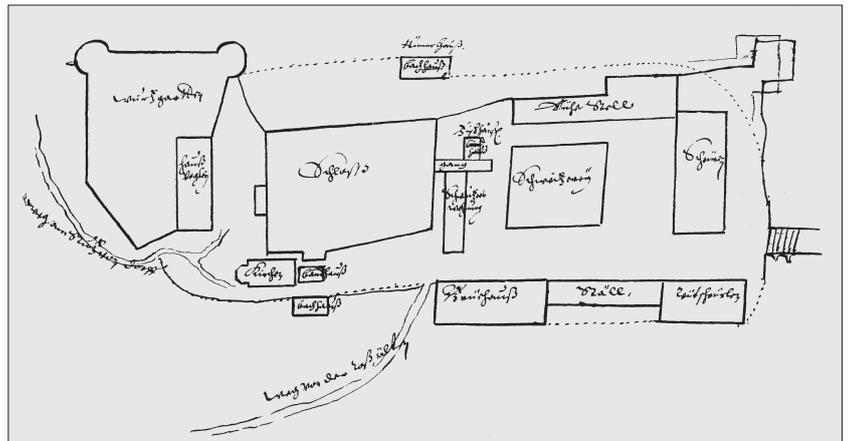
Befunderhebung und Konzeption

Nachdem das Bauwerk bauhistorisch untersucht und erste restauratorische Befunde erhoben waren, konnte ein denkmalpflegerisches Konzept für den ausgeräumten und verbauten Sakralraum entwickelt werden. Die Vorstellungen des beauftragten Architekten, die sich auch aus den Nutzungsüberlegungen herleiten lassen, konnten im Wesentlichen mit der konservatorischen Zielsetzung in Einklang gebracht werden.

Diesem Bauwerk seine Würde und Identität wiederzugeben und gleichzeitig die Reste seiner Originalität zu bewahren, war eine große Herausforderung und primäres denkmalpflegerisches Ziel. Dazu gehörte auch die Sichtbarbelassung gravierender Substanzverluste. Die Konzeptvermittlung in all ihrer denkmalpflegerischen Konsequenz erwies sich jedoch als äußerst schwierig. Die für wesentliche Punkte getroffenen Kompromisse haben sich von den konservatorischen Zielvorgaben der Fachbehörde teilweise weit entfernt.

Das denkmalpflegerische Konzept für dieses Gebäude war und ist, der Bewahrung und Darstel-

lung des überlieferten Originalbestandes deutlichen Vorrang vor der Rekonstruktion der Raumschale und ihrer Ausstattung zu geben. Folglich war das Sichtbarbelassen des Fragmentes der Renaissancekirche wesentlicher Teil der konservatorischen Gesamtkonzeption. Die Rekonstruktion der Renaissanceschale schmälert nach fachlicher Auffassung erheblich die Wirkung des Originals. Folgerichtig sollte lediglich ergänzt werden, was für die Wiederherstellung der Raumproportion als unabdingbar notwendig gehalten wurde: z.B. die Empore oder das große Epitaph. Als wertvollste überlieferte Ausstattung der Kirche sind folgende Bauteile und Wandfassungen zu benennen, die ihren Platz in der Gesamterscheinung finden sollten:



2 Lageplan der Kirche, 1663/64.

3 Chor der Schlosskirche, 1997.



- Renaissance-Stuckrippengewölbe mit gefasstem Mittelmedaillon und figürlichen Gewölbefanfängern im gotischen Chor;
- spitzbogige Fenster mit originalen gotischen Maßwerken ohne Einglasung
- Reste des Epitaphes von Schenk Carl;
- Putz-Fassungen der Fürstenloge und Quaderungen auf den Fensterlaibungen
- Grablegen im Fußboden;
- Hälfte der Renaissancestuckdecke (Schiff), die in der Nordhälfte verloren ging;
- Reste des großen Johannschen Stifterepitaphes im Schiff;
- Reste weiterer restaurierter Epitaphplatten;
- Fassungen an den Wänden und an den Fensterlaibungen;
- Reste des roten Renaissanceaußenputzes.

Im Innenraum wurde ein Gestaltungskonzept umgesetzt, das die zahlreichen baulichen Veränderungen und Verluste in einer Schichtenabfolge vom 16. bis ins 20. Jahrhundert sichtbar macht. Neben den genannten bedeutsamen Fragmenten der Gotik und Renaissance wurden auch die Bauteile des 19. und 20. Jahrhunderts in die Konzeption einbezogen. So wurden die notwendigen Nebenräume (Foyer, Küche, Stuhllager, Technik

und Sanitäreinrichtungen) in bestehende Raumstrukturen des 19. Jahrhunderts unter der Empore und zusätzlich in einem kleinen Neubau, der sich an die Ostwand anlehnt, untergebracht.

Der gewestete Chor wurde weitestgehend in der überlieferten Renaissancegestalt restauriert. Im Schiff ist dagegen der fragmentarische Überlieferungszustand des Kirchenbaus erkennbar gemacht.

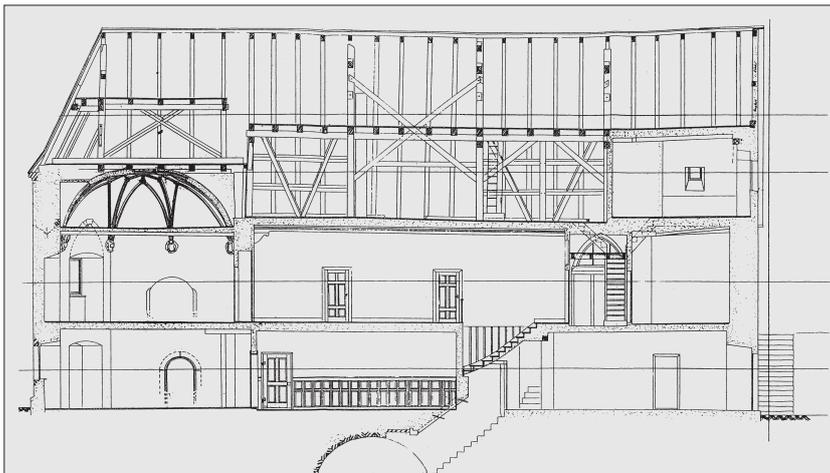
So wurden beispielsweise die beiden östlichen gotischen Spitzbogenfenster der Längswände nicht zulasten der jüngeren Rechteckfenster (zwei Geschossen zugeordnet) wiederhergestellt, und es wurde auch sonst auf die Rekonstruktion der gotischen Maßwerke verzichtet.

Empore

Die Empore, neben dem Fußboden und der Verglasung das einzige im Zuge der Instandsetzung vollständig erneuerte Bauteil, wurde als moderne Konstruktion eingestellt. Die Emporenebene nimmt heute die Höhe des Fußbodens der Wohnnutzung auf, die ca. 60 cm über der ursprünglichen liegt. Befunde in den Wänden und dem Fußboden ermöglichten die Ermittlung der Emporengröße im Grundriss. Neben einer Orgelempore an der östlichen Giebelwand wurde auch die Südwand durch eine Längsempore gegliedert, die zugleich einen Zugang zur Schenkenloge ermöglichte.

Diese architektonisch neu interpretierte Längsempore erweist sich als wichtiges bauliches Gegengewicht zum großen Epitaph und ist damit von entscheidender räumlicher Bedeutung.

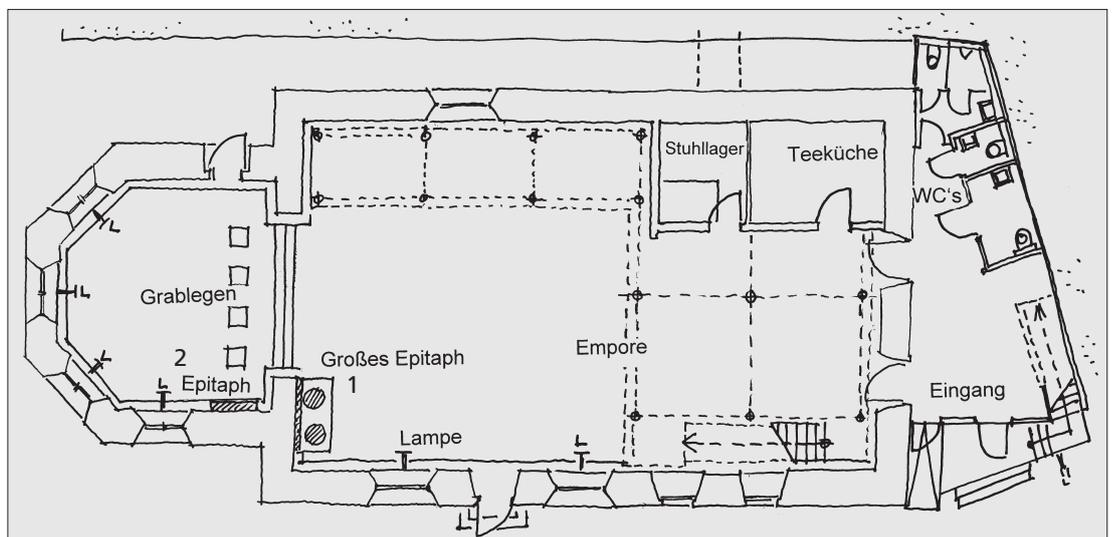
Beim Eintritt in die Kirche von Osten wird dem Besucher durch die Empore zunächst keine Gesamtübersicht über den Kirchenraum ermöglicht. Die Sicht in den Kirchenraum wird vielmehr erst nach etwa einem Drittel freigegeben und führt zu einer optischen „Überhöhung“ des Schiffes.

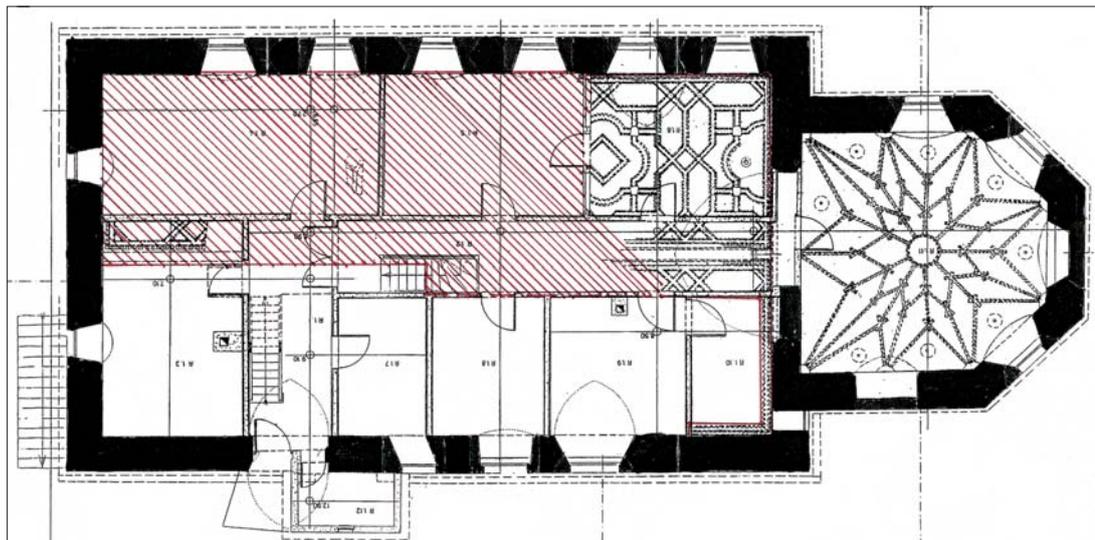


4 Längsschnitt durch die Schlosskirche nach Norden. Vorlage: J. Gromer, 1993.

5 Nutzung und Ausstattung der Kirche. Grundriss-Handskizze Autorin, LDA, nach Planvorlage Architekturbüro Kuhn, Schwäbisch Hall.

- 1: Johannsches Epitaph;
- 2: Karlsches Epitaph.





6 Kartierung (rot) der verbliebenen Stuckdeckenreste im Kirchenschiff.

Großes Epitaph

Die Chorwand wies in ihrer Oberfläche die Abdruck- und Verankerungsspuren einer Großplastik auf. Archivalien gaben eindeutige Hinweise, dass sich an dieser Stelle das große Stifterepitaph befunden hatte. Im Bodenaushub und den Vermauerungen fanden sich im Zuge der Bauarbeiten zahlreiche Bruchstücke dieses Epitaphes. Diese raumprägende Großplastik an der südlichen Chorwand in eine gestalterische Gesamtkonzeption zu integrieren, war eine konservatorische Notwendigkeit. Umzusetzen war dies glücklicherweise im Rahmen einer durch das Referat Restaurierung/Fachbereich Stein des Landesdenkmalamtes (Otto Wölbert) betreuten Diplomarbeit (S. Günther, s. u.).

Obwohl im Zuge der Instandsetzungsarbeiten am Außenmauerwerk und bei den Erdarbeiten zahlreiche Stein- und Stuckteile des Stifterepitaphes gefunden wurden, bleiben auch nach deren Verbringung an den Originalstandort große Fehlstellen im Stifterepitaph erhalten. Ergänzt werden sollten in abstrahierter Form nur die Teile, die eine statische Relevanz haben bzw. der Unterbau der Stifterfiguren, der zur Wiederherstellung der Gesamtproportion notwendig erschien. Insoweit wurde die konservatorische Raumschalenkonzeption auch auf die Ausstattung übertragen. Die zahlreichen übrigen Fundstücke aus Naturstein und Stuck, die wieder in die Kirche verbracht werden konnten, geben einen Überblick über die reichhaltige Ausstattung der Schlosskirche.

Stuckdecke

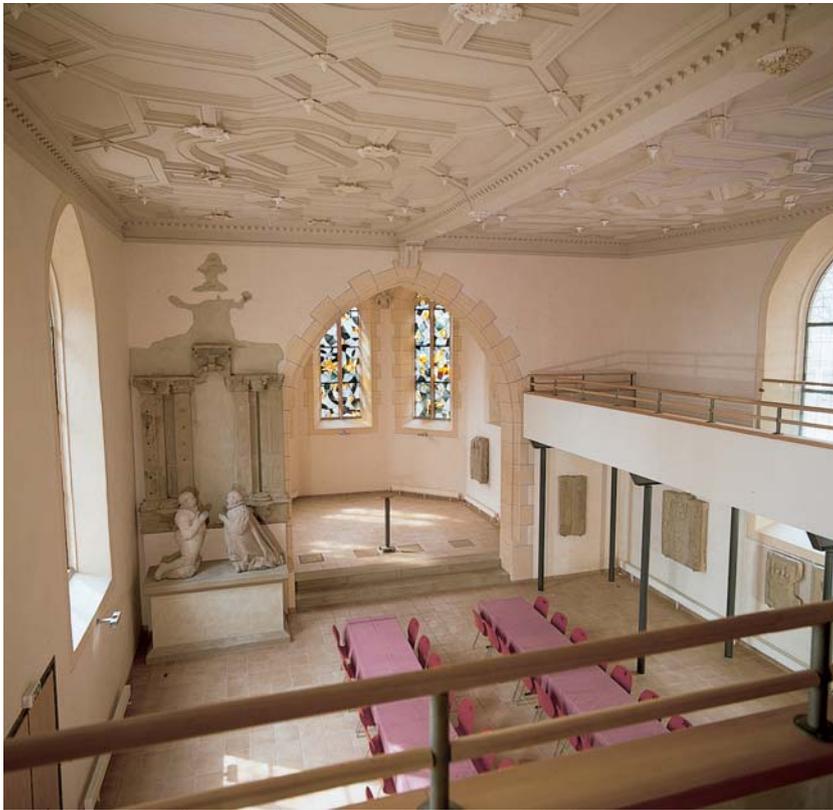
Entsprechend der denkmalpflegerischen Konzeption sollte die originale Renaissance-Stuckdecke nur gesichert und ihre Fragmente restauriert werden sowie ihre originalgetreue Farbigkeit zurückgehalten. Aus Respekt vor dem Original sah das

konservatorische Konzept vor, die Fehlstellen in der nördlichen Deckenhälfte zu belassen und auf eine Stuckergänzung zu verzichten. Es sollte vielmehr die Gliederung in abstrahierter Form, als aufgemalte Felderung auf die Decke aufgetragen werden. Wappen, Rosetten und Zapfen im Südteil sollten freigelegt, die Fehlstellen in der Farbigkeit jedoch nicht retuschiert werden. Lediglich das ehemals umlaufende Stuckgesims war aus denkmalpflegerischer Sicht zu ergänzen, damit die Decke als Gesamtheit zusammengefasst und eine Abgrenzung zu den Wänden erzielt werden konnte.

Solch ein Konzept vollständig umzusetzen erwies sich jedoch im Zusammenspiel mit der Bauherrschaft als unmöglich. Es gelang nicht, den Verzicht auf die Rekonstruktionen zu vermitteln. Die Unverwechselbarkeit des Originalen und seine Pracht waren den Bauherren offenkundig nicht ausreichend. Der denkmalpflegerische Ansatz wurde als akademisch, nicht vermittelbar, abgelehnt. Die Auseinandersetzung mit einem bruchstückhaften Bestand, die Frage nach dem „Warum“ sollte dem Betrachter anscheinend nicht zugemutet werden. Bedauerliche Konsequenz der



7 Ansicht der Stuckdecke im Kirchenschiff, 2002.



8 Innenaufnahme gegen Westen, 2002.

Rekonstruktion ist, dass der Laie kaum den Unterschied zwischen Original und Kopie erkennen kann.

Verglasung

In der Renaissancezeit war die Verglasung der Kirchenfenster monochrom grün gehalten. Dies konnte durch Fundstücke belegt werden. Figürliche Darstellungen konnten mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Eine im Farbton grüngrau gehaltene neue Verglasung wurde seitens des Landesdenkmalamtes für möglich erachtet. Ein Wettbewerb zur Glasgestaltung unter anerkannten Künstlern wurde seitens der Fachbehörde angedacht. Der Eigentümer beauftragte jedoch einen Glaskünstler, heimatgeschichtliche Motive in ein Bildprogramm umzusetzen. Die nun bewirkte Akzentuierung der Fenster im Chor durch Farbigekeit und Motivwahl bleibt, unabhängig von der Frage nach der Gestaltqualität der Gläser, mit Blick auf die Raumwirkung aus konservatorischer Sicht abzulehnen. Von den „Stiftern“ wurde nicht der fachlichen Argumentation gefolgt, dass die Fenster und ihre Verglasung Teil eines Ganzen seien und die Gestaltung und Farbigekeit in direktem Zusammenhang mit dem Gesamttraum stehen müsse.

Der „künstlichen“ Beleuchtung kommt in diesem Raum eine außerordentliche Wichtigkeit zu. Mit Rücksicht auf die historischen Oberflächen und die Architektur kamen im Rahmen dieses denkmalpflegerischen Konzeptes nur Wandleuchten in Frage, die zurückhaltend eine Ausleuchtung des Raumes ermöglichen, ohne einzelne Ausstattungsdetails durch „Flutlicht“ zu inszenieren. Dieser Ansatz versuchte der Frage nach der durch

9 Innenraum der Schlosskirche, gegen Süden, 2002.

bauzeitliche Beleuchtungsmittel zu erzielenden Raumwirkung nachzugehen. Da der Leuchtenmarkt für den Bereich der denkmalgeschützten Gebäude oftmals keine angemessenen Produkte bereithält, wurde in Schmiedelfeld die Zusammenarbeit mit einem denkmal erfahrenen Beleuchtungsfachmann gewählt. Für die Schlosskapelle wurden, auf den Raum und seine Ausstattung abgestimmt, Leuchten entworfen und gefertigt. Die Wandleuchten wurden im Bereich unterhalb der Fensterbrüstungen angebracht und beleuchten nunmehr bei Dunkelheit den Raum über die Flächen, die am Tage durch die Fenster erhellt sind. Auf den Emporen kamen stabartige Stehleuchten zum Einsatz.

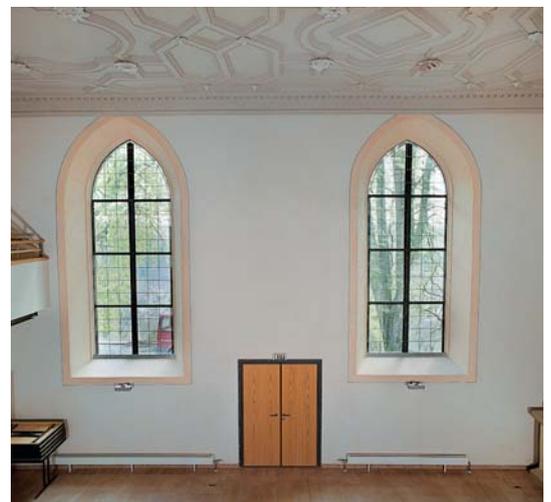
Durch die Wahl des Fußbodenbelags sollten Fehlstellen im Bestand gestalterisch möglichst neutral gehalten werden. Ein flächenhaft wirkender Belag (Magnesitestrich) sollte nach Meinung der Planenden eingebaut werden. Der ausgeführte Fliesenbelag wurde von den Nutzern gewünscht. Er bezieht sich auf einen heute überformten gotischen Bauzustand.

Dass das konservatorische Idealkonzept nicht in allen Details umgesetzt werden konnte, hat verschiedenste Gründe, die hier nur ansatzweise erläutert wurden. Die Arbeit in Schmiedelfeld lehrt, dass der „Vermittlung“ konsequenter Gesamtkonzeptionen ein größeres Gewicht in der Öffentlichkeitsarbeit der Denkmalpflege zukommen muss, damit sie von der Öffentlichkeit verstanden und angenommen werden kann.

Quellen u. Literatur:

im folgenden Beitrag von Silke Günther.

Dipl.-Ing. Ulrike Roggenbuck-Azad
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Mörikestraße 12
 70178 Stuttgart



Das wieder gewonnene Stifterepitaph der Schmiedelfelder Schlosskapelle

Ein Puzzle mit vielen Unbekannten

Mit der Restaurierung der Schmiedelfelder Schlosskapelle wurde ein Kulturdenkmal wieder zum Leben erweckt, das lange Zeit als zweckentfremdetes Gebäude ein tristes Dasein fristete. Als 1992 die Planungsphase zur Wiederherstellung der Kapelle begann, ahnte niemand, welche Entdeckungen die ersten Rückführungsmaßnahmen zutage bringen würden. Eine Vielzahl von Steinfragmenten wurde bei den Umbaumaßnahmen geborgen. 1999 wurden die Grabdenkmäler der Kapelle Gegenstand meiner Diplomarbeit, in deren Verlauf ein Großteil der Ausstattung in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt an den Ursprungsstandort zurückgeführt werden konnte.

Silke Günther

Vom Sakralbau zum Wohngebäude

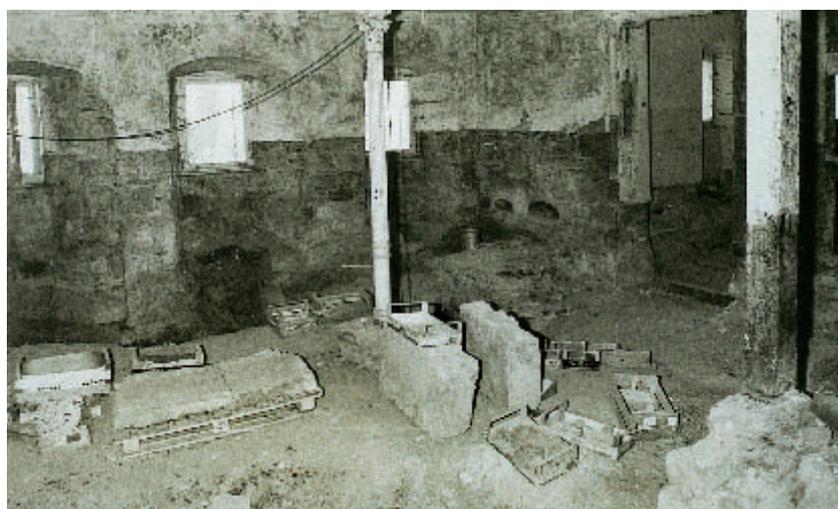
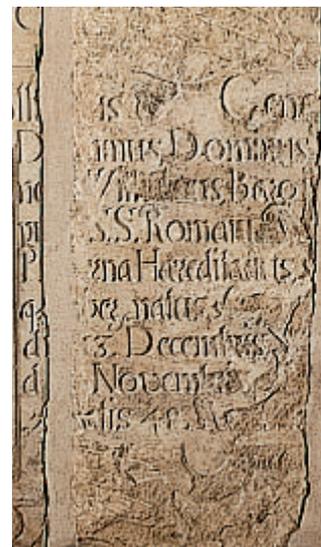
Die Schmiedelfelder Schlosskapelle war 1837 in ein Wohngebäude mit Gastwirtschaft und Stall umgebaut worden. Die Ausstattung der Renaissancekirche bestand neben Empore, Kanzel und Altar vorwiegend aus einzelnen Grabplatten sowie zwei großen Epitaphen der Schenken Johann und Karl. Die vor allem aus Sandstein gefertigten Grabdenkmäler wurden im Zuge der Profanierung demontiert, zerschlagen und als Streifenfundamente der eingezogenen Fachwerkwände zweitverwendet. Mit der Abarbeitung aus der Flucht hervorstehender Teile (Schmuckelemente, Profile) wurden die Bauteile in Quader für die Schließung von Maueröffnungen umgewandelt. Die abgespitzten Kleinteile sowie der Stuck, der sowohl an der Raumschale als auch an einzelnen Ausstattungsstücken angebracht war, wurden zur Anhebung des Bodenniveaus im Kirchenschiff eingesetzt.

Das Epitaph des Schenken Johann und seiner Gemahlin Eleonora

In schriftlichen Quellen, in denen von mehreren Grabdenkmälern die Rede ist, wird von einem besonders prunkvollen Epitaph gesprochen, das sich die Erbauer der Schlosskapelle, der Limpurger Erbschenk Johann und seine Frau Eleonora, 1603 von dem fränkischen Bildhauer Hans Werner (HW) erschaffen ließen. Pfarrer Heinrich Prescher benennt 1790 das Epitaph als das prächtigste der ganzen Kirche. Er beschreibt es als Materialkombination mit zweiteiligem Aufbau: Auf einem mit zwei Inschrifttafeln versehenen

Unterbau befanden sich die lebensgroßen Kalksteinfiguren des Stifterpaares kniend einander zugewandt. Dahinter erhob sich in „zweyen recht schönen modellierten Säulen die ein Gebälk und darüber einen Aufsatz tragen das Monument bis an die Kirchendecke“. Die Säulen waren mit Ahnenwappen aus Alabaster geziert, ihre Postamente mit ei-förmigen Achaten versehen. In der Mitte, zwischen den Säulen, befanden sich drei hochrechteckige Felder aus Alabaster (oder Stuck) mit folgenden Darstellungen: unten: Jesus am Kreuz mit fünf klagenden Frauen Mitte: Christi Auferstehung oben: Wolkenhimmel mit silbernem Kreuz. Als figürliche Zierde nennt Prescher verschiedene symbolische Figuren aus Alabaster, die den oberen Bereich sowie die Seiten des Epitaphs schmückten. Vor dem Epitaph befand sich die Grablege des Schenkenehepaars. Sie war durch eine weitere le-

1 Schlosskirche Schmiedelfeld, Blick auf den südwestlichen Kirchenschiffbereich während der Ausgrabungen von 1994/95. Die Zwischendecke ist hier noch nicht entfernt. Die sichtbaren Groß- und Kleinfragmente fanden sich als Bodenschüttung und als Fundamente der Deckenstützen.





2 Restaurierte Grabplatte des Schenken Johann Wilhelm (1607–1655). Sie wurde im 19. Jh. in drei hochrechteckige Quader zerlegt und als Fensterlaibungen zweitverwendet.

bensgroße Darstellung der Figuren, „liegend auf einem Paradebette ... mit betend gefalteten Händen, aus einem harten Werkstein gehauen“, kenntlich gemacht. Der gesamte Bereich wurde durch ein eisernes Gitter eingefasst. Der Bildhauer Hans Werner (HW) hatte sich am Epitaph in sitzender Haltung mit Klöpfel und seinem Namen verewigt und das Vollendungsjahr 1603 zugefügt. Leider ist dieses Selbstbildnis mit Inschrift nicht wieder gefunden worden, sondern nur durch Preschers Beschreibung überliefert. Hans Werners Geburtsdatum ist nicht bekannt. Nach einem Selbstbildnis am Grabdenkmal des Georg Groß, Forchheim von 1590 kann angenommen werden, dass er um 1560 geboren wurde. Tätig war er vorwiegend im fränkischen und württembergischen Raum. Er starb 1623 in Nürnberg. Hans Werner benutzte mit Vorliebe feinkörnige Sandsteine, die die Einzelheiten seiner Ornamentik scharfkantig abbildeten. Daneben verwendete er grobkörnige, graue oder rote Sandsteine, aber auch Alabaster, grauweißen und roten Marmor, Kalkstein und Achate für Einlegearbeiten. Zahlreiche seiner Epitaphe bestehen aus Materialkombinationen. Es ist bekannt, dass er auf Polychromie durch die Wahl verschiedener Materia-

lien zielte und nur sehr reduziert mit Farbfassungen arbeitete (partiell Schwarz und Gold). Seine Werke signierte er in vollem Namen oder mit dem Kürzel HW. Mit Vorliebe bildete er sich auch selbst daran ab.

Sichergestellte Fundstücke der ehemaligen Ausstattung

Bei den bauarchäologischen Untersuchungen ab 1994 stieß man auf erste Fragmente in Boden und Mauerwerk. Im Zuge der Freilegungsarbeiten kamen immer mehr Sandstein-, Stuck- und auch Alabasterfunde zutage. Die Größe der Funde reichte von zentimeterkleinen Einzelteilen bis zu metergroßen Quadern. Neben den vorwiegend architektur- und bauschmuckbildenden Fundstücken, die zum größten Teil den beiden großen Epitaphen Schenk Johanns und Schenk Karls zuzuordnen sind, wurden Teile einzelner Grabplatten sichergestellt, die aufgrund des Wappenbesatzes oder ihrer Inschriften weiteren in Schmiedelfeld residierenden Schenken sowie deren Angehörigen zugeschrieben werden konnten.

Die in kniender Haltung aus Kalkstein gearbeiteten Abbilder des Schenkenpaares Johann und Eleonora (Bestandteile des Stifterepitaphs) fielen dem Abbruch im 19. Jahrhundert nicht zum Opfer. Nach mehreren Standortwechsellern wurden sie 1963 in der Michaelskirche in Sulzbach aufgestellt. Die Figuren wurden in der Kunstgeschichte immer als die einzigen Überreste des Johannschen Epitaphs benannt. Erfreulich ist die Tatsache, dass mittlerweile auch die in Vergessenheit geratenen Säulen des Johannschen Epitaphs im nahe gelegenen Gaildorf gefunden wurden.

Materialcharakteristik

Kalkstein

Nach optischen Kriterien und geografischen Begebenheiten handelt es sich bei dem Kalkstein, aus dem die lebensgroßen Stifterfiguren gearbeitet sind, um einen graugelblichen Jurakalk, der aufgrund seiner Polierbarkeit, mineralogisch unrichtig, allgemein auch als Juramarmor bezeichnet wird. Für den verwendeten Kalkstein kommen als Abbaugelände mehrere Steinbrüche in Frage. Lokal findet sich vergleichbares Material in Treuchtlingen, Eichstätt und Urach.

Sandstein

Der Großteil der sichergestellten Fundstücke besteht aus feinkörnigem, graugelblichem Sandstein. Den Quellen zufolge hat der Bildhauer des

Johannschen Epitaphs unter anderem mit Gesteinsmaterial aus Nesselbach gearbeitet.

Alabaster

Kleine Bruchstücke aus weißem Alabaster stellen Teile einstiger Ahnenwappen dar. Den Quellen ist zu entnehmen, dass das Johannsche Epitaph mit Wappenbehang geschmückt war. Woher das Material stammt, konnte nicht ermittelt werden. Weißer Alabaster wurde in Bad Windsheim (Franken) und in Nordhausen (Thüringen) gewonnen. Bei den lokalen Alabastervorkommen in Schwäbisch Hall, Forchtenberg, Kesselbach und Michelbach handelt es sich um eine graue Varietät.

Vorgehensweise bei der Zuordnung der Fundstücke

Zunächst kamen alle Fundstücke als potenzielle Bauglieder des Johannschen Epitaphs in Betracht. Nach ersten Untersuchungen sollte sich jedoch herausstellen, dass die Vielzahl der Fragmente unmöglich an nur einem Grabmonument verbaut gewesen sein konnten. Der Sakralbau diente als Grablege der in Schloss Schmiedefeld herrschenden Schenken. Neben Schenk Johann ließ sich auch sein Nachfolger, Schenk Karl (1569–1631) ein großes Epitaph errichten. Des Weiteren befanden sich in der Kapelle mehrere Grabplatten nachfolgender Schenken und derer Angehörigen. Ein Umstand der die Zuordnung der Funde immens erschwerte und eine intensive Beschäftigung mit den einzelnen Fragmenten erforderte. Erkennbar unterschiedliche Gesteinsvarietäten wurden nicht verwendet, sodass nur gestalterische Aspekte für die Zuordnung herangezogen

werden konnten. Ausgehend von der Rekonstruktion des Johannschen Epitaphs und dem Aussortieren der ihm nicht zugehörigen Fragmente, konnte gewissermaßen als Nebenprodukt der Untersuchungen ein Teilbereich des Karlischen Epitaphs, bestehend aus Inschrifttafeln und Gebälkzone, rekonstruiert werden.

Als Hilfestellung für die Zuordnung standen im Wesentlichen drei Informationsquellen zur Verfügung:

Die Quellenbeschreibungen sowie die Betrachtung von Vergleichsobjekten

Die Beschreibung von Pfarrer Prescher (1790) gibt grundlegende Informationen zum Aufbau des Johannschen Epitaphs. Daneben existiert ein Auszug aus der Pfarrbeschreibung Sulzbach am Kocher von Pfarrer M. Hocs (1828). Diese beiden Dokumente bilden die einzigen Abhandlungen, die den Kapellenbau vor dem Umbau im 19. Jahrhundert beschreiben.

Neben einer allgemeinen Betrachtung der Epitaphie um 1600 wurden als direkte Vergleichsobjekte die Grabdenkmäler Hans Werners in Württemberg und Franken herangezogen.

Der historische Standort

Nach dem Entfernen der Zwischendecke von 1837 sowie jüngerer Putze wurde an der südlichen Chorbogenwand der Umriss eines Wandaufbaus mit Ankerlöchern sichtbar. Am Fuße desselben wurde ein Fundament freigelegt. Diese Umstände sowie die Quellenbeschreibungen bekräftigten die Annahme, dass hier einst das Johannsche Epitaph stand.



3 Zustand der Kirche im November 1998. Blick von Osten auf die Chorbogenwand und in den Chor. Zwischendecke und Raum einteilende Trennwände sind bereits entfernt, die spitzbogigen Maßwerkfenster wurden freigelegt. Auf der linken Seite, der südlichen Chorbogenwand, ist der Umriss des Johannschen Epitaphs durch die Putzkannte erkennbar. Beim Aushub des Bodens wurde eine Vielzahl von kleinformatigen Steinfragmenten und Stuckteilen sichergestellt. Eine Auswahl dieser Fundstücke lagert hier in den Holzkisten.

4–6 Die Einzelfragmente der linken Kapitellzone (Johannsches Epitaph). Die Akanthusblattgestaltung mit den verdickten Blattenden ist bei den Arbeiten des Bildhauers HW charakteristisch.



Der Putzriss stellt eine Art Negativabdruck des oberen Epitaphbereichs dar. Die im Mauerwerk eingearbeiteten Ankerlöcher wurden eingemessen und kartiert. Sie gaben entscheidende Hinweise für die Zuordnung sowie die ursprüngliche Position der Fragmente. Fundament und Position der Grablege boten Hilfestellung bei der Rekonstruktion der ursprünglichen Tiefe des Unterbaus.

Die sichergestellten Fragmente

Um unter den mehreren hundert Einzelteilen, die dem Johannsches Epitaph angehörten, zu ermitteln, war eine umfassende Untersuchung jedes einzelnen Fragments notwendig. Im Mittelpunkt standen konstruktive sowie gestalterische Kriterien. Zur Verdeutlichung diente die zeichnerische und fotografische Erfassung einzelner Fragmente.

Konstruktive Kriterien

Zunächst wurden die Abmessungen der einzelnen Bauteile ermittelt. Dübellöcher an den Fundstücken gaben Hinweise auf Bauschmuck oder

Ähnliches. Die Positionen der Ankerlöcher konnten mit den Ankerlochbefunden an der Chorbogenwand abgeglichen werden und Reißlinien an den Fragmenten gaben Informationen über angrenzende Bauteile.

Gestalterische Kriterien

Die sichergestellten Fragmente waren vorwiegend Bestandteile der beiden großen Grabmonumente. Da beide Epitaph nicht von gleicher Hand gefertigt wurden und zwischen den Entstehungsdaten ca. 30 Jahre liegen, konnte davon ausgegangen werden, dass sich der Bildhauer des Karlschen Epitaphs nicht der gleichen Formensprache bediente wie Hans Werner. Bevorzugte Ornamentgestaltungen wurden an Vergleichsobjekten ermittelt, sodass Fundstücke allein durch Ihre Stilistik dem Johannsches Epitaph zugeordnet werden konnten.

Die architektonische Form der Fragmente gab Aufschlüsse über die Funktion/ Lage der Bauglieder im Epitaphverband sowie angrenzender Bauteile. So konnte es sich bei Konsolen mit runden Auflageflächen beispielsweise nur um säulenträgende Sockelelemente handeln oder aber Reste eines Architravs an einzelnen Fundstücken die Zuordnung derselben zu einer Gebälkzone bedeuten.

Umgang mit Fehlstellen und fehlenden Bauteilen

Nach eingehender Analyse der aufgeführten Informationsquellen war es in mühevoller Arbeit möglich, eine Vielzahl der kleinen Fragmente entsprechenden Bauteilen zuzuordnen. So konnte ein nicht unbeträchtlicher Teil der Profilläufe und des plastischen Schmucks wieder passgenau verklebt werden. Neben den Totalverlusten (nicht wieder gefundene Bauteile), die bei beiden Epitaphen einen Umfang von ca. 50% ausmachen, blieb auch an den gefundenen Bauteilen bis zu 30% der gestalterischen Ausformulierung verloren. Durch den Abbruch im 19. Jahrhundert sind an den Fragmenten neben zahlreichen Formverlusten auch Proportionsverluste zu beklagen. Im Mittelpunkt der restauratorischen Arbeiten stand hinsichtlich der Präsentation am historischen Standort die Frage, in welchem Umfang zu ergänzen sei.



7 Restaurierte Kapitellzone. Die Einzelteile wurden miteinander verklebt bzw. kluftüberbrückend verdübelt. Mittels Mörtelergänzung wurde die architektonische Grundform des Bauteils wieder hergestellt. Eine Ergänzung fehlender Schmuckelemente war nicht vorgesehen.

Ein Verzicht auf jegliche Form der Ergänzung erschien aufgrund der stark fragmentarischen Zustände der Einzelteile nicht möglich. Eine einheitliche Gestalt konnte durch fehlende Kontaktflächen der Bauteile untereinander nicht erwartet werden. Zusätzlich hätten sich die zahlreichen Abbruchkanten der Fehlstellen optisch in den Vordergrund gedrängt.

Eine Ergänzung aller in ihrer ursprünglichen Form bekannten Bereiche würde den gewaltsamen Abbruch des Epitaphs und damit die Profanierung der Schlosskapelle angesichts der vielen Totalverluste zwar nicht vergessen lassen, aber doch kaschieren. Gerade die mit Spitzhieben versehenen Steinbereiche sollten als Zeugen der Zerstörung im 19. Jahrhundert belassen werden.

Um den rekonstruierten Epitaphbereich mit seinen Einzelfragmenten wieder in einer Einheit zu präsentieren, erschien es notwendig, den Bauteilen ihre architektonische Funktion zurückzugeben. Bei der Ergänzung architektonischer Formverläufe wurde die Ausformulierung der Profile und Ornamente nur bedingt vorgenommen. Um den kubischen Formergänzungen ihren blockhaften Charakter zu nehmen, war es sinnvoll, Teile der Gliederungselemente (Profilverläufe) reduziert in die Ergänzungen aufzunehmen. Der architektonischen Grundform folgend, wurden die Ergänzungen einige Millimeter unter Niveau ausgeführt. Durch eine Absetzung sollte die Originalität der Fragmente gegenüber den formal notwendigen Ergänzungen bewahrt werden.

Statisch wichtige Bauteile mussten ergänzt werden. Durch den symmetrischen Aufbau der Epitaph war die Gestalt oder zumindest die Grundform einzelner fehlender Teile weitestgehend bekannt. Die Ergänzung lehnte sich in reduziert ausgearbeiteter Form (Aufnahme wichtiger Gliederungselemente) am Originalbestand an.

Für die nicht rekonstruierbaren Bereiche insbesondere am Johannschen Epitaph (Sockelzone und Epitaphaufsatz) musste eine Lösung gefunden werden, die sich gegenüber den originalen Teilen unterordnet und gleichzeitig die ursprüngliche Gestalt des gesamten Epitaphs widerspiegelt. Hinweise auf den nicht mehr vorhandenen Aufsatz des Johannschen Epitaphs liefert nur der Putzumriss an der Chorbogenwand. Um dem Betrachter ein Bild von der ursprünglichen Gestalt des Aufsatzes zu vermitteln, wurde entsprechend konservatorischem Konzept der durch die Putzkante entstandene Negativabdruck durch einen sich farblich absetzenden Rauputz kenntlich gemacht. Der Sockelzone konnten zwar einzelne Fragmente zugeschrieben werden, eine Positionierung im Epitaphaufbau sowie die ursprüngliche Gestalt waren jedoch nicht mehr zu ermitteln. Für die Präsentation der Figuren war ein Un-



terbau jedoch unabdingbar. Das Landesdenkmalamt gab die Fertigung eines einfachen Mensakubus mit etwas auskragender, gefaster Abdeckplatte vor. Als Anhaltspunkte für Position und Größe des figurentragenden Unterbaus, dienten die Lage der Grablege, das freigelegte Fundament, die Abmessungen der Figuren sowie die Sockelgestaltung bei Vergleichsobjekten.

Teilrekonstruktion des Johannschen Epitaphs

Durch die Ankerbefunde an der Chorbogenwand ließ sich die gesamte mittlere Epitaphzone des Johannschen Epitaphs am historischen Standort rekonstruieren. Sie besteht aus je zwei Sockelgliedern, auf deren Konsolen sich die freistehenden Säulen befanden. Hinter den Säulen bilden die mit einer Kehlung versehenen Stützquader eine Rückwand, auf welcher beidseitig je eine korinthisch ausgearbeitete Kapitellzone aufliegt. Eine Verbindung findet dieser zweiachsige Aufbau im oberen Bereich durch ein Rundbogenfragment. Die jetzige Position des Rundbogens konnte, gerade im Hinblick auf ein zu erwartendes Gebälk, nicht eindeutig durch Ankerbefunde an der Wand belegt werden. Der beschriebene Epitaphbereich wird von einer aufgemauerten Wandvorlage gestützt. Die Platzierung der Figuren erfolgte auf einem ebenfalls aufgemauerten mit Mensaplatte versehenem Unterbau. Der Einbau der Säulen wird die rekonstruierte Zone komplettieren und dem Epitaph die not-

8 Teilrekonstruktion des Johannschen Epitaphs am historischen Standort. In der Mittelachse befanden sich ursprünglich szenische Darstellungen aus Alabaster oder Stuck. Der sichtbar gemachte Putzumriss im oberen Bereich vermittelt dem Betrachter die ehemalige Gestalt des Aufsatzes. Der Einbau der wieder gefundenen Säulen muss noch erfolgen.



9 Teilrekonstruktion des Karlschen Epitaphs im Chor der Schlosskapelle. Speziell an der unteren Inschrifttafel und am Wappenfries waren größere Ergänzungen erforderlich. Als statisch notwendige Bauteile wurden die beiden Pilaster rekonstruiert.

wendige räumliche Tiefe sowie die Fassung der Stifterfiguren geben.

Teilrekonstruktion des Karlschen Epitaphs

Da sich im Chor die Grablegen Karls und dessen Familie befinden, war das zweite Epitaph vermutlich an der südlichen Chorwand angebracht. Leider konnten an der entsprechenden Wand keine Ankerlöcher befundet werden (das Mauerwerk ist an dieser Stelle durch bauliche Veränderungen stark gestört), sodass wichtige Hinweise für die Position und Zuordnung der Fragmente fehlten.

Trotzdem konnte durch das gestalterische Zusammenspiel der Fragmente ein Teil des Epitaphs rekonstruiert werden. Im Wesentlichen besteht der Aufbau aus zwei Inschriftplatten mit Gebälkzone. Für die Anbringung zweier Schmuckelemente war hier die Neuanfertigung von Pilastern notwendig.

Ausblick

Am Beispiel der jüngst wieder entdeckten Säulen des Johannschen Epitaphs wird deutlich, dass auch in Zukunft mit weiteren Funden gerechnet werden kann. Es ist nicht auszuschließen, dass sich noch ein Großteil der einstigen Ausstattung

in Mauerwerk und Boden befindet. Bei Arbeiten am Kapellenbau sollten Funde deshalb immer als möglich erachtet werden.

Auch hinsichtlich des zweiten großen Grabdenkmals des Schenken Karl sind weitere Erkenntnisse nicht ausgeschlossen.

Alle nicht eingebundenen Bauteile sowie die bildhauerischen Arbeiten nach ihrer Restaurierung zu lagern bzw. museal zu präsentieren, ist Teil des konservatorischen Konzepts.

Zusammenfassung

Die 1837 bei der Profanierung der Schmiedelfelder Schlosskapelle zerstörten Ausstattungstücke wurden bei der Restaurierung des Gebäudes als hunderte von Fragmenten wieder gefunden. Nach intensiver Auseinandersetzung mit Schriftquellen, Vergleichsobjekten und den Fundstücken selbst konnten Teile der beiden großen Epitaphrekonstruiert und wieder am historischen Standort aufgebaut werden. Zusätzlich wurden mehrere geborgene Grabplatten nach ihrer Restaurierung wieder im Innenraum angebracht.

Im Mittelpunkt der Restaurierung stand vor allem der Umgang mit den zahlreichen Fehlstellen und Totalverlusten. Zur Präsentation wurde ein Konzept entwickelt, das sich in die denkmalpflegerische Zielstellung des gesamten Baus eingliedert und die Epitaphrekonstruktion trotz ihres fragmentarischen Zustandes als Einheit unter Wahrung ihrer Originalität präsentiert.

Quellen:

Ettinghausen, F.: Hans Werner, ein fränkischer Bildhauer um das Jahr 1600; Frankfurt am Main 1921.
 Gromer, J.: Ehemalige Schloßkirche Schmiedelfeld – eine bauhistorische Untersuchung, 1993.
 Günther, S.: Das Epitaph des Schenken Johann und seiner Gemahlin Eleonora, unveröff. Diplomarbeit, FB Restaurierung, FH Erfurt, 1999.
 Pfarrer Hocs, M.: Die Filialkirche auf dem Schloss Schmiedelfeld; Auszug aus der Pfarrbeschreibung der Parocsie Sulzbach am Kocher; Decanats Gaildorf, Generalats Hall 1828.
 Prescher, H.: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörenden Reichsgrafschaft Limpurg; Teil 2, Stuttgart 1790, S. 251–261.
 Schulz, F. T.: Hans Werner in: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum; Nürnberg 1909, S. 87–144.

Dipl.-Rest. (FH) Silke Günther
 Hirschstraße 131
 76137 Karlsruhe

Befunde aus der „Archäologischen Wüste“: Die Stiftskirche und das Alte Schloss in Stuttgart

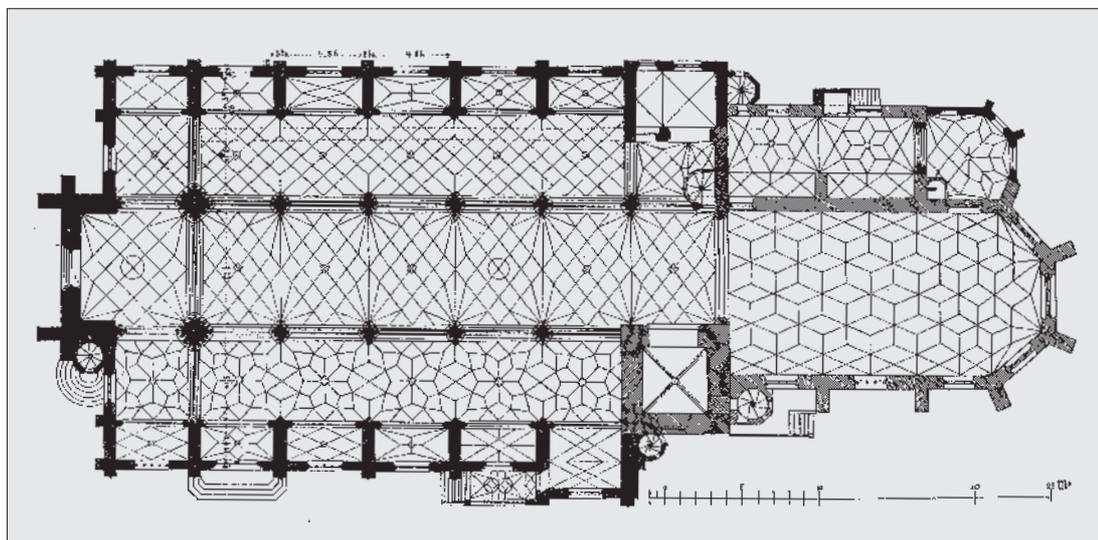
In jenen Jahren, als die Probleme der Archäologie in unseren Städten thematisiert und ins öffentliche und politische Bewusstsein gerückt wurden, entstand mit Blick auf die Veränderungen das Schlagwort von den „Archäologischen Wüsten“, die sich nach den Zerstörungen im Krieg bei archäologisch nicht begleiteter Bautätigkeit ausbreiten würden.

Stuttgart gehört zweifellos zu den Zentren, in denen nach Kriegszerstörung, Wiederaufbau und der Errichtung zahlreicher Tiefgaragen umfangreichere archäologische Befunde im Gebiet der mittelalterlichen Stadt nicht mehr zu erwarten sind. Die dritte Generation im Wiederaufbau wird gegenwärtig realisiert, ohne dass archäologische Befunde zutage treten.

Hartmut Schäfer

Trotz dieser allgemein sicher richtigen Einschätzung gibt es im innerstädtischen Bereich noch eine bescheidene, aber wichtige archäologische Reserve in Gestalt der historischen Großbauten: Dabei handelt es sich einmal um das Alte Schloss, andererseits um die Stiftskirche, zwei historische Baukomplexe, die zwar beide im Krieg zerstört wurden, deren Wiederaufbau jedoch die zugehörigen archäologischen Schichten nicht vollkommen beseitigte, sodass sich hier – wohl an letzter Stelle in der historischen Innenstadt – noch umfangreichere Aufschlüsse über die Geschichte und die Anfänge der Siedlung gewinnen lassen. Wenden wir uns zunächst der Stiftskirche in Stuttgart zu, die im Krieg erheblichen Schaden erlitt und nach intensiver Diskussion unter Negierung des überkommenen Grund- und Aufrisses als Betsaal aufgebaut wurde, an den sich der Chor

mit der darunter liegenden, im Krieg nicht ernsthaft beschädigten Gruft des Hauses Württemberg anschloss. Dieser Aufbau als Saalkirche wurde gegen das Votum einer breiten Öffentlichkeit realisiert – das Landesdenkmalamt stufte diesen neu gestalteten Innenraum als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ein, der in vorzüglicher Weise „das damalige Selbstverständnis der evangelischen Kirche in Württemberg und (...) den Willen zum Neuanfang und zur geistigen und gestalterischen Auseinandersetzung mit dem als verpflichtend empfundenen Bestand“ zum Ausdruck bringt. Wie allgemein bekannt, wurde die denkmalpflegerische Beurteilung des Umbauvorhabens mit Verweis auf gottesdienstliche Belange (§ 11.1 DSchG) bei der denkmalschutzrechtlichen Genehmigung im Kern unberücksichtigt gelassen, sodass gegenwärtig der Umbau der Stiftskir-



1 Stuttgart, Grundriss der Stiftskirche vor ihrer Zerstörung im 2. Weltkrieg.

2 Der Blick von der Westempore zeigt den ehemaligen Kohlenkeller der Kirche sowie die freigelegten Pfeilerfundamente der Basilika und der Hallenkirche.



3 Ansatz des spätromanischen Chors an den Südturm.

4 Mittelschifffundamente auf der Nordseite, links der spätromanische Wandpfeiler mit dem Ansatz der Westwand, rechts ein gotisch erweiterter Pfeiler.

che durchgeführt und das Ergebnis der Öffentlichkeit bald präsentiert werden wird.

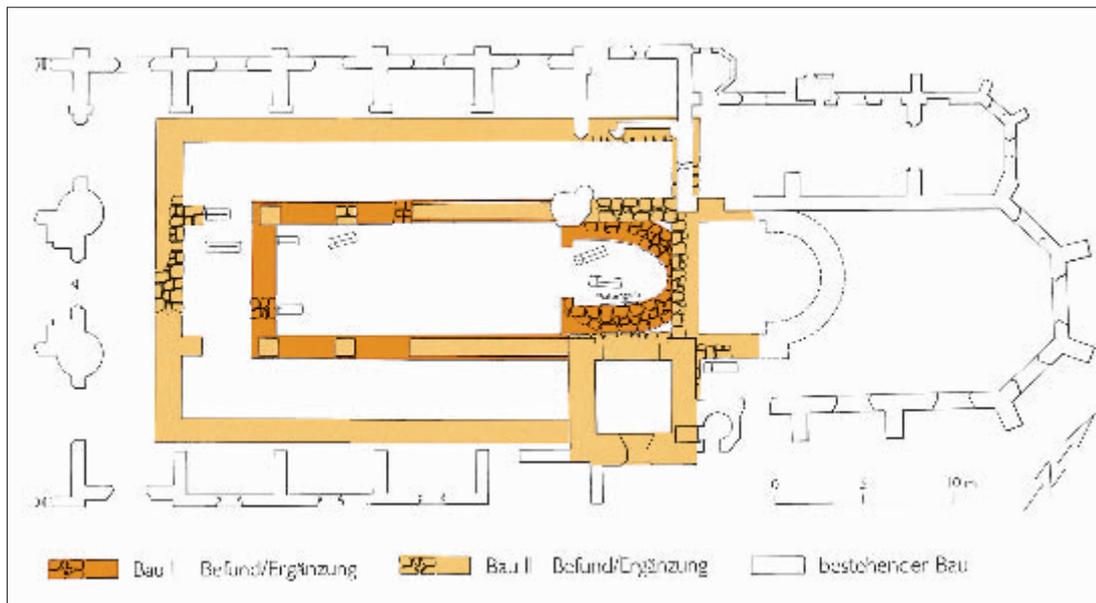
Die Stiftskirche

Der Bauantrag des Vorhabens Stiftskirche erschien aus archäologischer Sicht vergleichsweise unproblematisch. Es war vorgesehen, unter dem nördlichen Teil der Kirche, in Bereich des gotischen nördlichen Seitenschiffs, Nebenräume für Technik und Toiletten unter Verwendung der hier schon vorhandenen Kohlen- und Heizungskeller zu erstellen. Trotzdem wurde vereinbart, die Baustelle beim Entfernen des rezenten Fußbodens und bei der Verwirklichung der Einbauten archäologisch zu beobachten und zu betreuen. Beim Abtrag der Decke über den alten Technikräumen zeigte sich jedoch, dass die Auflagewand zwischen dem ehemaligen nördlichen Seitenschiff und dem Mittelschiff für die geplante Konstruktion zu gering war und dass – wie man hätte voraussehen können – die Maßverhältnisse dem Einbau der als notwendig erachteten Toiletteinheiten entgegenstanden. Als man die Südwand des Kohlenkellers abbrach, um sie unmittelbar

daneben neu aufzurichten, traten Werksteine zutage, die beim Ausbau als Kohlenkeller gleichsam gemeinsam mit dem Erdprofil der Ausschachtung zur Schalung gedient hatten: Damit waren die Haupt- und Seitenschiff trennenden Fundamente der Arkatur angeschnitten und eine archäologische Überprüfung des Befundes notwendig.

Es stellte sich rasch heraus, dass die Punktfundamente der Arkadenstützen, die nun freigelegt wurden, zum einen der gotischen Hallenkirche





5 Gesamtplan der Architekturbefunde.

zuzuweisen waren, andererseits jedoch dem spätromanischen Vorgängerbau angehörten. Beim Bau der Hallenkirche übernahm man zwar die vorhandene Breite des Mittelschiffs vom romanischen Vorgänger, wählte jedoch ein anderes Interkolumnium: Soweit die vorhandenen Fundamente verwendet werden konnten, nutzte und ergänzte man sie. So blieb nur ein romanisches Pfeilerfundament unversehrt erhalten, während die übrigen „umgebaut“ wurden.

Das westlichste der im Kern romanischen Fundamente band in den Rest der ehemaligen Westwand der romanischen Basilika ein – erhalten waren hiervon nur die innere Mauerschale und die Mauerfüllung, während die äußere Mauerschale bei den Aufbauarbeiten der Nachkriegszeit ausgebrochen worden war.

Östlich war dieser Befundausschnitt durch einen tiefen Heizungskanal begrenzt, an den sich eine Pfeilerunterfangung der Wiederaufbauzeit anschloss. Östlich des freigelegten Pfeilerfundaments der Hallenkirche hätte man nun wenigstens ein noch in Resten vorhandenes romanisches Fundament erwartet, es zeigte sich jedoch ein zweischaliges Mauerwerk, das andeutet, dass in romanischer Zeit die östliche Hälfte des Langhauses deutlich von der westlichen abgesetzt war.

Hier sind nun verschiedene Raumlösungen denkbar: eine Trennung von Haupt- und Seitenschiff durch eine raumhohe Wand oder eine Wand mit aufgesetzter Arkatur; eine lettnerartige Konstruktion also; für beide Varianten ließen sich Parallelbeispiele namhaft machen. Offensichtlich ist bei beiden denkbaren Lösungen die deutliche Unterteilung des Langhauses in zwei Bereiche, denen unterschiedliche Funktion unterstellt werden kann, auf die noch zurückzukommen sein wird.

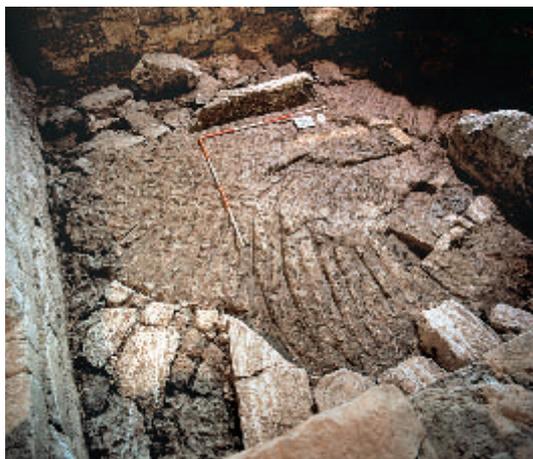
Ein zweiter archäologischer Untersuchungsbe- reich ergab sich im Zuge der „Eigendynamik“, die

das Bauvorhaben aufgrund der „im Wege stehenden“ historischen Pfeilerfundamente entwickelte. Die Bauherrschaft beabsichtigte, den Zugang zur Württembergischen Gruft, der zuletzt durch eine holzabgedeckte Öffnung im Chorfußboden erreichbar war, an eine weniger störende Stelle zu verlegen. Die Planung sah eine Wendeltreppe in der Ecke zwischen Chorsüd- wand und Südturm vor und einen anschließenden Gang an der Westwand der Gruft, der zum historischen Gruftzugang führen sollte. Bei einer Sondage stieß man, wie nicht anders zu erwarten, auf die abgebrochene Süd- wand des romanischen Chors, die im Mauer- verband mit dem Südturm stand.

6 Im Bereich nördlich des heutigen südlichen Chorflankenturms befindet sich Mauerwerk der spätromanischen Basilika. Es umschließt die erste Lage des Fundaments einer halbrunden Apsis des Vorgängerbaus.



7 An der Südseite des ältesten Apsisfundaments hat sich die Nordwand eines beigabenführenden alamannischen Plattengrabs erhalten; davor die Umfassungen von zwei weiteren Gräbern.



8 Das jüngere, wohl zum Kirchenbau gehörende beigabenlose Grab.



9 Die Beigaben führende Bestattung wurde als Ganzes geborgen, um sie in der Restaurierungswerkstätte des LDA zu untersuchen.



10 Freilegung der Beigaben in der Restaurierungswerkstätte.



Hätte die angestrebte Lösung diesen Befund beiseitigen müssen, gaben doch andere Überlegungen den Ausschlag, diesen Weg nicht weiterzuverfolgen: In der Gruft befinden sich zahlreiche aufwändig gestaltete Zinnsärge und Särge mit Textilbespannung, die der restauratorischen Betreuung bedürfen, sodass eine Neufassung des Gruftzugangs auch den etwa notwendig werdenden Abtransport von Särgen oder restauratorische Maßnahmen vor Ort gewährleisten sollte. Um dieses Problem zu lösen, wurde beschlossen, die Gruft von den unter der Kirche liegenden Räumen aus zugänglich zu machen, deren Umplanung sich zwischenzeitlich des archäologisch untersuchten Bereichs des Kirchenschiffs einschließlich des Mittelkanals der alten Fußbodenheizung bedient und ihn erheblich vergrößert hatte. So sollte der Bereich zwischen ‚Unterkirche‘ und Chor genutzt werden, um die Verbindung herzustellen, ein archäologisch wenig problematisches Unterfangen, da dieser Teil der Kirche schon durch technische Einbauten der Wiederaufbauzeit tiefgründig ausgekoffert war. Die Aushubarbeiten verliefen unproblematisch, das Spannfundament zwischen Langhaus und Chor wurde freigelegt, das Fundament des Südturms und – in spiegelbildlicher Position – das Begrenzungsfundament (nördlicher Chorflankenturm?) nach Norden hin, bis auf der Sohle der Baugrube eine vor den freigelegten Fundament-

mauern liegende Steinsetzung sichtbar wurde, die eine archäologische Überprüfung erforderlich machte. Als Befund ergab sich die unterste Lage eines etwa im Halbrund gesetzten Fundaments, um das die jüngeren Fundamentmauern gleichsam herumgebaut wurden. An der Innenkante der Südseite stand senkrecht ein plattenartiger großer Stein, der sich deutlich von der übrigen Konstruktion abhob und nur als Rest eines Plattengrabes gedeutet werden konnte, das bei Anlage der Fundaments bis auf einen Stein der Nordseite zerstört worden war, eine Bestattung war demnach nicht mehr zu erwarten. Die flächige Überprüfung führte zum Erfassen zweier weiterer Gräber, eines in Kirchausrichtung, ein anderes in deutlicher Abweichung von ihr. Während das erste Grab beigabenlos war und aufgrund der Ausrichtung wohl in die bestehende Kirche eingebracht wurde, ließ das zweite schon bei der oberflächigen Freilegung ein Eisenmesser erkennen, sodass Hoffnung auf weitere Beigaben bestand. Der schlechte Erhaltungszustand des Skeletts, äußerst schwierige Bodenbedingungen und die Begleiterscheinungen einer laufenden Baustelle führten zu dem Entschluss, eine Blockbergung der Bestattung vorzunehmen, um sie dann in der Restaurierungswerkstatt sorgfältig freizulegen. Als Beigaben führte die Bestattung neben dem schon genannten Messer ein Klappmesser, einen

Ohrring und ein Glasperle, Gegenstände in problematischem Zustand, die aber dennoch ausreichen, eine Datierung in das 7. oder 8. Jahrhundert zu wagen, in jene Zeit also, der auch der Rest des Plattengrabes angehören dürfte. Damit liegt für das mittelalterliche Stuttgart erstmals ein so früher Siedlungsnachweis vor, der allerdings angesichts zahlreicher alter Befunde aus dem Umfeld der Stadt nicht erstaunt.

Der älteste Bau, von dem im Osten die unterste Lage des Apsisfundaments erfasst wurde, steht demnach auf einem alamannischen Gräberfeld, er entzieht sich jedoch der archäologischen Datierung, da kein Fundmaterial geborgen werden konnte, das stratigraphisch der Entstehungszeit zugeordnet werden kann. Die westliche Begrenzung des ersten Kirchenbaus war in dem Erdprofil, das man mit dem Abbruch der Südwand des Heizkanals, der die Stiftskirche auf der Mittelachse durchzog, gewann, deutlich sichtbar ebenso wie der Umstand, dass zu diesem ältesten Bau zahlreiche Bestattungen gehören, die in seinem Inneren angelegt wurden. Darüber hinaus waren zwischen den Punktfundamenten der Arkaturen von romanischer Basilika und Hallenkirche immer wieder einzelne Mauersteine aufgefallen, die zwar keinen Verband mehr aufwiesen, aber auf dem Hintergrund der übrigen zusammengehörenden Befunde als Reste der Längsmauern der ältesten, einschiffigen Kirche gedeutet werden können. Demnach erweist sich die Breite der ersten Kirche als maßgebend für alle Nachfolgebauten. Da Stuttgart bis zur Verlegung des Stifts Beutelsbach und Verlegung der Württembergischen Residenz nach Stuttgart keine Pfarrechte besaß, es gehörte zur Pfarrei St. Martin in Cannstatt-Altenburg, kann es sich sowohl bei dem einschiffigen Bau als besonders auch bei der Basilika nur um Filialkirchen handeln. Die Basilika ist so groß und aufwändig, dass man eine Herrschaft als Bauherrn vermuten kann, die eine Eigenkirche errichtete, eine repräsentative Anlage, deren Grundrissform in jener Zeit noch die Funktion als Kloster-, Stifts- oder Eigenkirche verriet. Nach dem Sitz des potenziellen Stifters, wer immer es auch gewesen sein mag, muss man angesichts der unmittelbaren Nachbarschaft des Alten Schlosses nicht lange suchen.

Das Alte Schloss

Vom Alten Schloss in Stuttgart gibt es bisher keine gründliche Bauuntersuchung, die Quellen nachrichten beschränken sich auf die spätmittelalterliche Zeit und die Neuzeit, es wurde aber immer beobachtet, dass ältere Reste in den bestehenden Bau integriert wurden, dass die Bau tradition weiter zurückgeht als die schriftliche Über-

lieferung. Aufbauend auf älteren Beobachtungen und gestützt auf einen spärlichen mittelalterlichen Quellenbestand hat Gerhard Wein die erkennbaren Strukturen zusammengetragen und eine staufische Burganlage rekonstruiert und darüber hinaus eine archäologisch nicht nachgewiesene Wasserburg angenommen, deren Entstehung er ins 10. Jahrhundert datiert.

Gegenwärtig werden im Alten Schloss Ausgrabungen durchgeführt, die Befunde zeitigen, die sowohl für die Bebauungsgeschichte des Burgareals als auch für die Stuttgarter Siedlungsgeschichte wichtig sind. Die Baumaßnahmen sind einmal durch die Erneuerung der Gebäudetechnik bedingt und entsprechen zugleich dem Wunsch des Württembergischen Landesmuseums nach mehr Ausstellungsfläche für die eigenen Bestände, der auf der Untergeschossebene des Alten Schlosses realisiert werden soll. Die Arbeiten dauern schon einige Jahre und werden noch weitere Jahre in Anspruch nehmen, bis sie zum Abschluss gebracht werden können. So ist im vorliegenden Zusammenhang erst über archäologische und baugeschichtliche Teilergebnisse zu berichten, die während der laufenden Bauarbeiten und bei Einzelmaßnahmen vorgeschalteten archäologischen Grabungen gemacht werden konnten.

Der erste Bodeneingriff war im Kellergeschoss des Nord- und Westflügels (wenn man angesichts der „schiefen“ Lage des Alten Schlosses vereinfachend unterstellt, die Richtung Nord sei an der Seite zum Neuen Schloss) notwendig, um hier einen Fußbodenaufbau und technische Installationen einzubringen, die eine Nutzung als Ausstellungsraum ermöglichen.

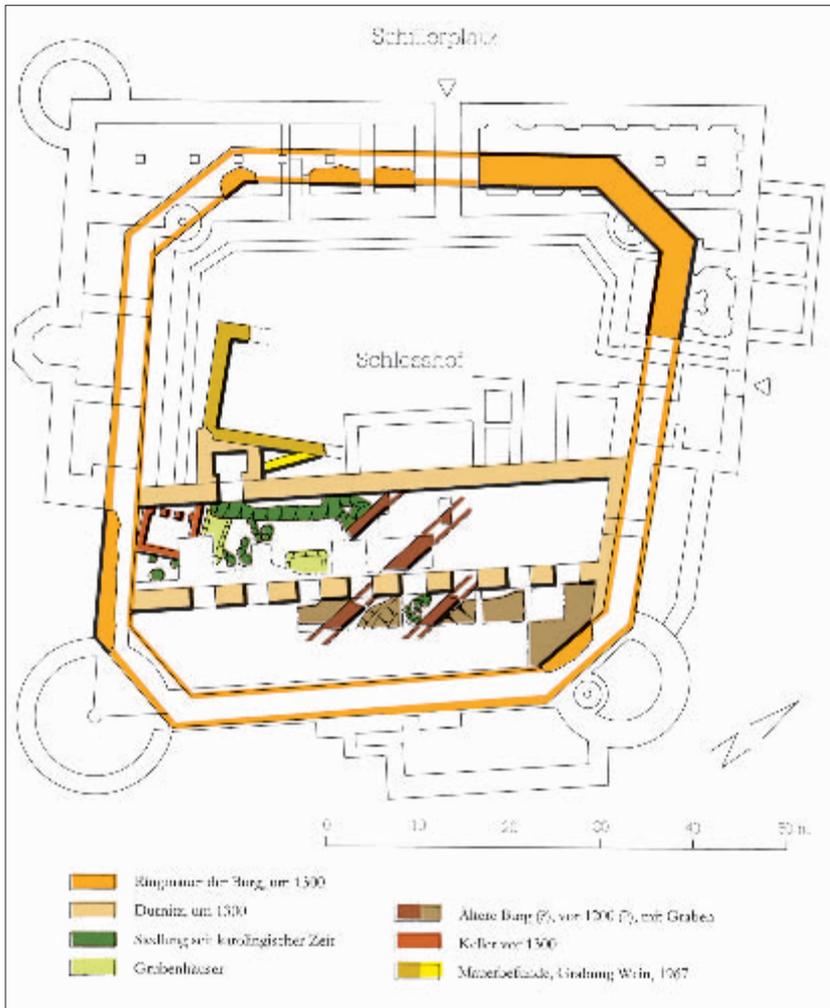
Der Keller im nördlichen Teil des Westflügels, also nördlich der Einfahrt zum Schlosshof gelegen, ist ein großer Raum, der von Gewölben auf massi-



11 Messer in Fundlage.



12 Detailfoto des sehr schlecht erhaltenen Klappmessers (7./8. Jh. n. Chr.). Deutlich sind die Spuren von Textilien zu erkennen.



13 Stuttgart, Altes Schloss. Gesamtplan der archäologischen Befunde im Bereich des Untergeschosses.

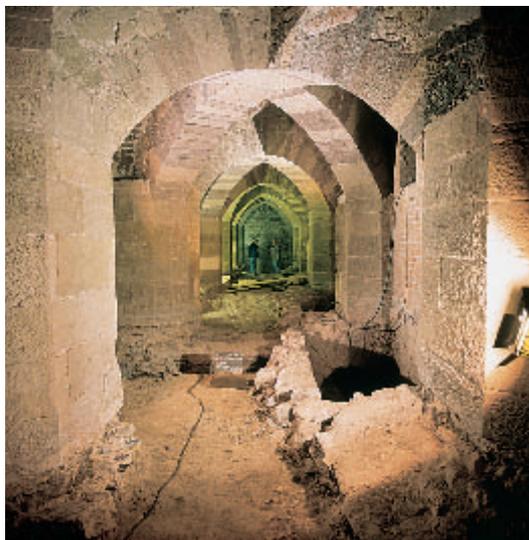
ven Mittelpfeilern überdeckt wird. Diese Pfeiler bestehen aus einem quadratischen älteren Kern, der nachträglich in diagonaler Richtung erweitert wurde, um durch massive Gurtbögen das ältere Kreuzgratgewölbe unterstützen zu können. Aus welchem Grunde man die statische Tragfähigkeit so massiv erhöhen musste, lässt sich nicht ermitteln. Die Pfeilerkonstruktion steht auf der Abbruchkante einer älteren Mauer und, wo diese fehlt, auf Punktfundamenten. Gegen die äußere

ren Längsmauern des Kellers sind sie durch Bogenkonstruktionen verspannt.

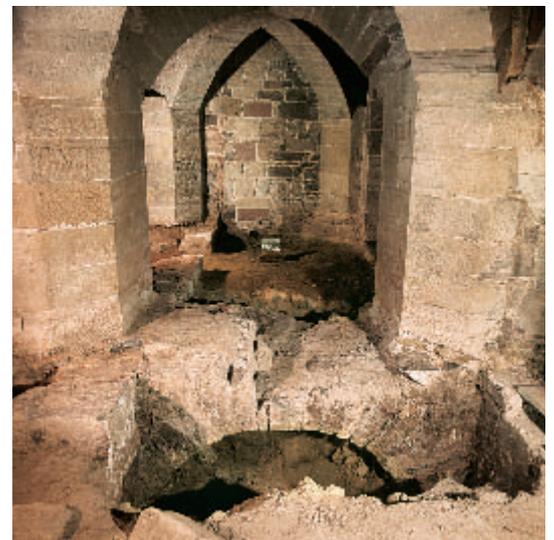
Im Nordteil des Kellers besitzt die ältere Mauer eine Ecke im Winkel von 45° nach Nordosten. Sie wird hier von der gegenwärtigen Ostwand des heutigen Kellers überlagert und lässt sich im Untergeschoss des zur Planie gelegenen Nordflügels erneut fassen, wiederum mit einer im Winkel von 45° ausgebildeten Ecke, nach der diese Mauer dann etwa in der Flucht des heutigen Nordflügels nach Osten verläuft. Die Überlagerung der 4m dicken Mauer durch den heutigen Baukörper wie die Verstreben der Pfeiler untereinander und zur Außenwand wie auch die Tatsache, dass zwischen den Außenwänden und der älteren Mauer nur Auffüllschichten angetroffen wurden, machen deutlich, dass es sich bei der älteren, massiven Mauer nur um die in den Eckbereichen durch zweimalige 45°-Abwinklung „abgeplattete“ Umfassungsmauer einer älteren Anlage handeln kann, die abgebrochen wurde, um eine Erweiterung in den ehemaligen Grabenbereich hinein zu realisieren.

Eine weitere Bestätigung des Verlaufs der älteren Ringmauer ergab sich bei der Anlage einer neuen Technikzentrale im Süden beim Südostturm außerhalb des Schlosses. Die Außenmauer wurde unterhalb der Gehwegeebene freigelegt. An der Nahtstelle zum Rundturm zeigten sich zum Teil bossierte Eckquader mit der Abwinklung um 45°. Dies bedeutet zugleich, dass an dieser Seite der heutige Schlossflügel die Ringmauer der Vorgängeranlage wiederverwendet. Auch auf der Ostseite zum Karlsplatz hin – dies hat schon G. Wein richtig beobachtet – wird das heutige Schloss durch diese ältere Ringmauer begrenzt. Die Datierung dieser Mauer, und damit der Burganlage, in das 13. oder 14. Jahrhundert war bisher nicht exakt vorzunehmen. Die Angaben bewegen sich zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert. In dieser Frage führt ein Befund weiter, der

14 Altes Schloss. Westflügel des Untergeschosses nach Norden. Die Pfeiler stehen auf der Ringmauer der Burg, die gegen die hofseitige Wand des Schlossflügels durch Bögen verbunden wurde.



15 Verspannung der Burgmauer und Pfeiler zur Außenmauer des Schlosses im Bereich des Kellers.





bei Bauarbeiten in der Dürnitz des Alten Schlosses dokumentiert werden konnte. Auf der Höhe des Wehrgangs der burgzeitlichen Ringmauer im Bereich zwischen der Ostwand der Dürnitz und dem nachträglich zum Karlsplatz hin angefügten Archivbau wurde bei den laufenden Umbaumaßnahmen der Fußboden geöffnet. Es trat ein in drei Teile zerbrochener Zuganker zutage, der bei Errichtung der Ringmauer zur Stabilisierung in die Konstruktion eingefügt worden war und noch einen leidlich guten Erhaltungszustand aufwies. Die dendrochronologische Untersuchung von zwei Teilen des Balkens führte zum Ergebnis, dass sie vom selben Stamm stammen – also nachträglich auseinander gebrochen sind –, der frühestens 1292 und spätestens 1312 gefällt wurde. Damit kann die Errichtung der Ringmauer, und mit ihr der Burg, in die Zeit unmittelbar vor oder nach 1300 datiert werden.

Ein zweiter archäologischer Untersuchungsbe- reich ist das Kellergeschoss der Dürnitz, des Hauptbaus des Schlosskomplexes, der allgemein als das älteste Gebäude der Anlage gilt. Das Untergeschoss der Dürnitz war ursprünglich mit zwei Tonnengewölben gedeckt, die auf der Mittelachse auf Pfeilern ruhten. Diese Auflagearkatur wurde, wie erwähnt, beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt statisch tragfähiger gemacht, indem man die Fundamente mit Betonschürzen verstärkte und die Bogenöffnungen schloss, sodass zwei völlig separate, nur durch eine Tür verbundene Raumein-

heiten entstanden. Auf der Gesamtfläche des Untergeschosses sind Befunde vorhanden, die deutlich vor die Zeit der um 1300 gebauten Burg zurückgehen. Im westlichen Teil sind sie zwar durch Versorgungsleitungen, einen Fahrstuhl und Fundamente für eine in den Raum eingefügte Emporenkonstruktion in erheblichem Umfang gestört, es wurden jedoch Siedlungsreste, Gruben, Pfostengruben und eingetieft Keller sowie Mauern vorgefunden. Das Fundspektrum reicht von spätoamannischer Zeit bis in das 13. Jahrhundert. Die Verfüllungen der Gruben und Keller wies Fundmaterial auf, das in seinen jüngsten Stücken dem 12., allenfalls beginnenden 13. Jahrhundert zuzurechnen und nicht zu trennen ist von Fundgut, das aus der Verfüllung eines mit seiner östlichen Böschung erfassten Grabens stammt, in den die Westwand der Dürnitz eingetieft wurde. Dieser Graben, dessen Breite und Tiefe nicht erfasst werden konnte, verläuft leicht bogenförmig, verschwindet gleichsam unter der Westmauer der Dürnitz und durchschneidet seinerseits bereits ältere, fundlose anthropogene Schichten.

Überlagert wird der Graben von einer Mauer, die etwa um 45° zur heutigen Bauflucht gedreht erscheint und zu der eine zweite, weit massivere Mauer parallel verläuft, die den Graben nicht überlagert. In der Osttonne fand sich die Fortsetzung dieser Mauer, hier einschließlich anziehender Schichten, sodass sich möglicherweise Datierungshinweise über das Fundmaterial ergeben werden und aus Funden, die aus der Baugrube geborgen werden können.

Eine dritte Mauer gleicher Ausrichtung wurde ebenfalls im östlichen Teil des Kellergewölbes in weitgehend ungestörtem Erhaltungszustand freigelegt. Reste der Baugrube konnten erfasst wer-

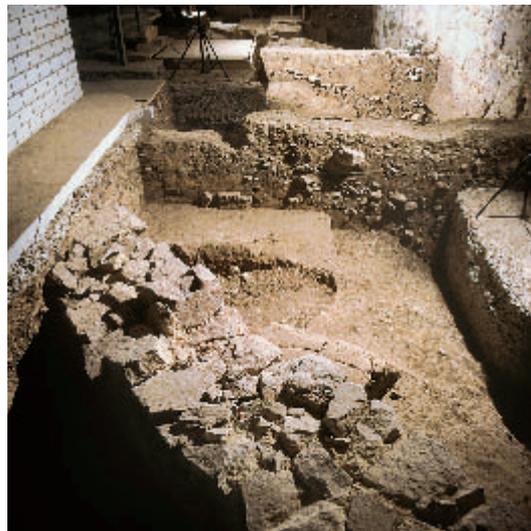
16 Untergeschoss im Westflügel des Alten Schlosses mit der Nordwestecke der Ringmauer der älteren Burganlage.

17 Zuganker aus Eiche auf Höhe des östlichen Wehrgangs der östlichen Ringmauer in Fundlage.

18 Als ältester Befundhorizont wurden die Spuren einer seit der Karolingerzeit bestehenden Siedlung festgestellt.



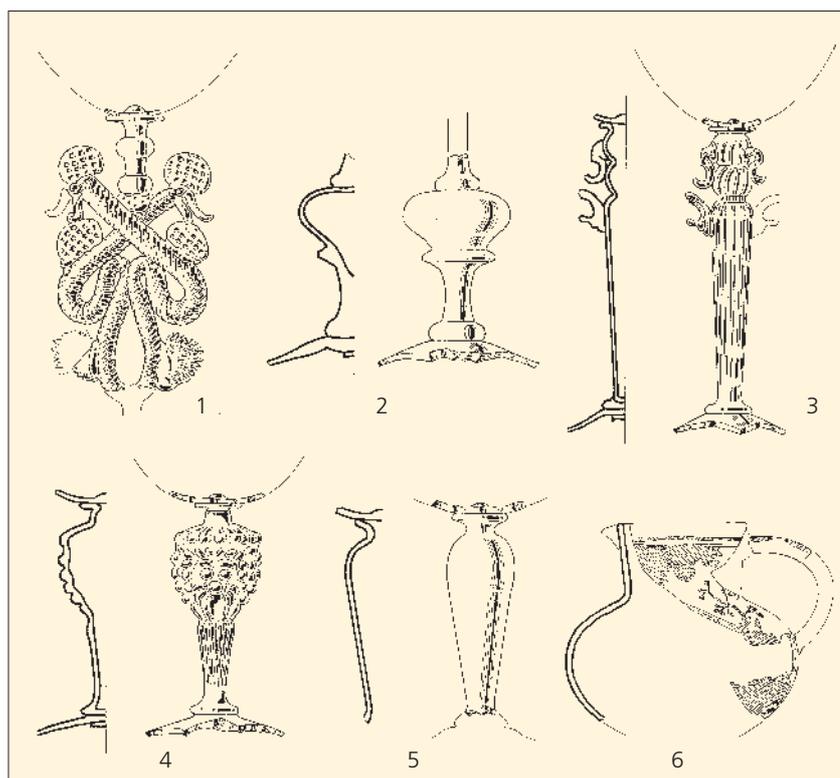
19 u. 20 Steinmauern überlagern die älteren Siedlungsbefunde. Auf Grund ihrer Ausrichtung sind sie einem Baukomplex zuzuordnen, der älter ist als die um 1300 entstandene Burg, Vorgängerbau des heutigen Schlosses.



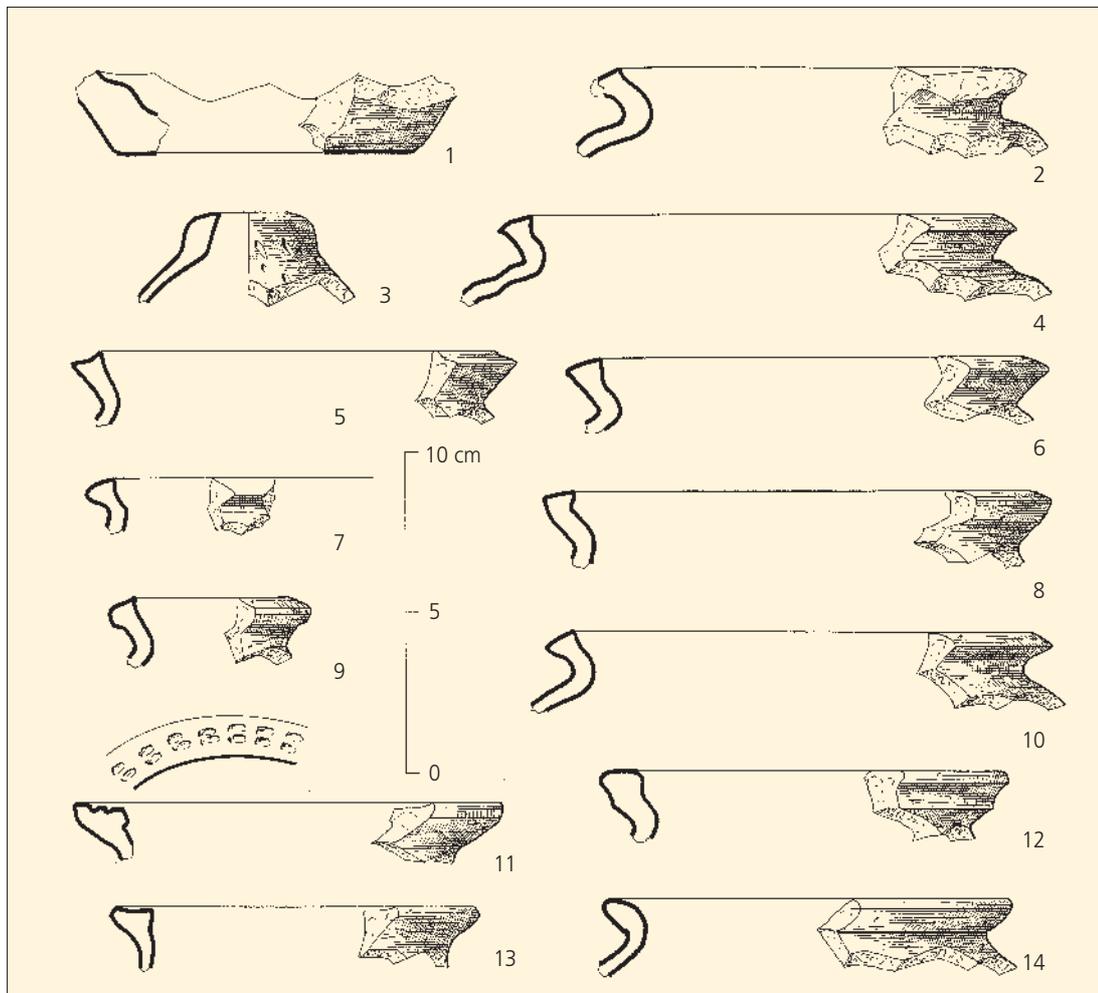
21 Der nördliche der drei älteren, parallel verlaufenden Mauerzüge wird an seiner Außenseite von einem Graben begleitet, dessen Breite und Tiefe bisher noch nicht erfasst werden konnten.



22 Nahe der Südwand des Schlosses wurde ein zuletzt als Kalkbrennofen genutzter Keller freigelegt. An den Mauerbefunden lässt sich gut nachvollziehen, dass er für den Bau der Ringmauer abgebrochen wurde, an die man in einem späteren Arbeitsgang die Hofwand der Dürrnitz anfügte.



23 Zu den qualitativsten, aus dem heutigen Schloss stammenden Funden des 17. Jhs. zählen neben einem Fayencekrug (6) außergewöhnliche Kelchgläser aus farblosem Glas. Neben Fragmenten (insgesamt 19) mehrerer Schlangengläser, deren Stiele aus tordierten gerippten Glasröhrchen in massiven „Schlangenköpfen“ enden, konnten Teile eines „verre à boutons“ (2) geborgen werden. Der Stiel dieses Gefäßes bestand ursprünglich aus zwei oder mehreren leicht herzförmigen großen Hohlbalustern, zwischen die je ein kurzes massives Stangenstück und eine große Scheibe eingefügt waren. Gläser dieser Gruppe „à la facon d’altare“ wurden u. a. in der Glashütte der Brüder Bonhomme in Lüttich gefertigt. Am Stielfragment eines Kelchglases mit schlankem optisch gerippten Baluster-Kugel-Stiel blieb die Ansätze seitlicher Flügel (3) erhalten. Die Maske auf dem Löwenkopfbaluster-Stiel (4) ist bereits deutlich stilisiert und erinnert eher an ein Satyr-, denn an ein Löwenanlitz. Die langen „Bartzotteln“ gehen in den kannelurartig gestalteten unteren Schaftteil über. Das etwas unklare Seitenmotiv zeigt zwei sich überlagernde Sechspunkt-Blüten, die von einer Punktgirlande eingefasst werden. Ohne weitere Dekoration ist dagegen der lang gezogene, glatte Balusterstiel eines schlichteren Kelchglases (5) geformt. (Bestimmung Chr. Prohaska/U. Gross)



24 Die älteren Siedlungsschichten enthalten keramisches Fundmaterial aus karolingischer und – in wenigen Stücken – auch alamannischer Zeit: 1 Rauwandige Drehscheibenware; 2–11, 13 Ältere gelbtonige Drehscheibenware, 12, 14 Gelbtonige, quarzgemagerte Drehscheibenware.

den und es zeigte sich, dass die Mauer anscheinend an ihrer Nordostseite von einem Graben begleitet wird, dessen Breite bisher noch nicht ermittelt werden konnte. Seine Tiefe liegt bei über 2 m. Auf der Südwestseite der Mauer schließen Siedlungsschichten an, die jenen in der Westtonne gleichen.

In der Südostecke des Untergeschosses wurden die Mauern eines Kellers angetroffen. Er weist nochmals eine andere Baurichtung auf als die zuvor genannten Mauern und ist aus Steinquadern gefügt. Deutlich ist hier die Abfolge der Baumaßnahmen ablesbar: Der Keller wurde aufgegeben, als man kurz vor oder nach 1300 die Ringmauer der Burg errichtete, und in einem weiteren Bauabschnitt wurde dann die schlosshofseitige Mauer der Dürnitz angefügt. Im Zuge des Burgenbaus wurde der Keller offenbar als Kalkbrennofen genutzt, wie Kalkreste, Spuren großer Hitze einwirkung und Versinterungen an seinen Wänden verdeutlichen.

Das Gesamtbild der Befunde lässt sich derzeit zwar weitgehend in eine relative Abfolge bringen, aber die absolute Chronologie kann anhand der Befunde noch nicht abschließend geklärt werden. Deutlich ist sowohl durch die stratigraphischen Befunde als auch durch die Menge des

Fundmaterials, dass im Bereich des Alten Schlosses spätestens in karolingischer Zeit eine Siedlung bestand. Hingegen ist die Anlage des Grabens ebenso unklar wie die Entstehung der Hausgruben, zu denen sich keine datierende Bezugsschichten erhalten haben, ebenso muss die Entstehungszeit der drei Mauern bislang noch völlig offen bleiben.

Ein Terminus ante ist einmal durch die dendrochronologische Datierung der Ringmauer von 1292/1312 gegeben, hinzu kommt andererseits die Datierung der Funde aus den Verfüll- und Planierschichten. Das keramische Fundmaterial endet im 12., allenfalls im frühen 13. Jahrhundert und ist damit geeignet, indirekt die Entstehung des Untergeschosses der Dürnitz zu datieren, kann also an die Ringmauer zeitlich angeschlossen werden. Ein solcher Ansatz lässt sich zusammensehen mit einem Befund aus der Erdgeschossmauer der Dürnitz. Als man dort die Mauer durchbrach, um einen neuen Zugang zu den Ausstellungsräumen herzustellen, trat ein als Mauerstein wiederverwendeter Steinquader zutage, dessen Diamantdekor auf ein Entstehen um 1220/40 hindeutet. Demnach muss ein repräsentatives Bauwerk aus dieser Zeit bereits abgebrochen worden sein, als die Dürnitz errichtet wurde, also

wohl kaum vor dem ausgehenden 13. Jahrhundert.

Damit kann jedoch der Steinbau, der in anderer baulicher Ausrichtung eine vom heutigen Schloss völlig abweichende Struktur besaß und anscheinend mit einem Graben befestigt war, in einen zeitlichen Zusammenhang mit der Stiftskirche gesehen werden, als Sitz der Herrschaft, auf die die basilikale Anlage der späten Romanik zurückgeht. Als gesichert kann diese zeitliche Zuordnung derzeit nicht gelten – zu viele Fragen sind noch offen. So wurde 1967 der südliche Hofbereich des Alten Schlosses kurzzeitig zum Einbringen von Leitungen geöffnet und dabei eine archäologische Befundaufnahme durchgeführt. Von ihr hat sich im Stadtarchiv Stuttgart ein Gesamtplan des Stadtmessungsamts der Stadt Stuttgart erhalten. Er zeigt Mauerwerk, das bis über 6 m unter das heutige Hofniveau reicht und weder die Ausrichtung der heutigen Anlagen besitzt noch die der im Kellergeschoss der Dürnitz angetroffenen drei Parallelmauern.

Die Frage nach der Funktion und Bedeutung dieser Mauern wird in den kommenden Jahren zu klären sein, wenn eben dieser Bereich des Schlosshofes erneut geöffnet werden wird, um unterirdisch die Ausstellungsräume des Ost- und Westflügels auf der Untergeschossebene miteinander zu verbinden.

Literatur:

Martin Klumpp, Die Stuttgarter Stiftskirche: eine lebendige Geschichte, in: Schwäbische Heimat 49, 1998, 24–29.

Gertrud Clostermann u. Volker Osteneck, Die Stuttgarter Stiftskirche: Ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, in: Schwäbische Heimat, 1998, 325–333.

Wilhelm Friz, Die Stiftskirche zu Stuttgart, o.J. (1929).

Adolf Mettler, Zur Geschichte der Stuttgarter Stiftskirche im 12.–14. Jahrhundert. Blätter für Württembergische Kirchengeschichte, 41. Jg., 1937, 123–139.

Harald Schuhkraft, Die Grablegen des Hauses Württemberg, Stuttgart 1989.

Gerhard Wein, Die mittelalterlichen Burgen im Gebiet der Stadt Stuttgart, 1. Band. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Stuttgart (Stuttgart 1967).

Dr. Hartmut Schäfer

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Silberburgstraße 193

70178 Stuttgart

Denkmalporträt



Auf den Spuren Rulamans Hofgut Weinland auf Hohenwittlingen bei Bad Urach

Das Hofgut Weinland auf Hohenwittlingen ist nicht nur ein landwirtschaftlicher Betrieb, sondern ein weitgehend original erhaltener Gelehrtenitz aus dem 19. Jahrhundert. Hier lebte der namhafte Zoologe und überregional bedeutende Jugendbuchautor Dr. David Friedrich Weinland (1829–1915). Zu dem malerisch in freier Landschaft liegenden Anwesen gehören das Wohnhaus und das Pächterhaus – jeweils mit Garten und Einfriedung – zwei Ökonomiegebäude, eine Wiese mit einer Allee von Laubbäumen und der Familienfriedhof.

Nachdem Weinland 1863 aus gesundheitlichen Gründen seine Vorlesungen aufgeben musste, zog er sich auf sein Gut Hohenwittlingen zurück, wo er sich der praktischen Tierzucht und der Herausgabe einer Fachzeitschrift widmen wollte.

Hier auf Hohenwittlingen entstanden nach seinen Vorstellungen zunächst 1864 das Wohnhaus und zwischen 1891 und 1896 die beiden Ökonomiegebäude sowie das Pächterhaus.

Für seine Kinder schrieb David Friedrich Weinland 1874 den in unmittelbarer Nähe des Wohnsitzes

spielenden Steinzeitroman „Rulaman“. Auf nachhaltiges Drängen seiner Freunde wurde das Buch 1878 veröffentlicht und hatte nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland sofort großen Erfolg. 1913 ernannte die Gemeinde Wittlingen Weinland zum Ehrenbürger, wobei neben seinen wissenschaftlichen Verdiensten vor allem seine Errungenschaften in der Landwirtschaft besondere Beachtung fanden. Seine Bedeutung für die Landesgeschichte zeigt sich auch darin, dass ihm in der Reihe „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“, herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde, ein Kapitel gewidmet wurde.

Auf Hohenwittlingen bestand bereits seit 1705 ein Forsthaus, das 1828 vom Staat verkauft wurde und 1852 in den Besitz der Familie Weinland gelangte. 1864–67 ließ David Friedrich Weinland zum Teil anstelle des Vorgängerbaus das heutige Wohnhaus errichten. Der markante zweigeschossige Tuffsteinbau ist ein bezeichnendes Beispiel für ein Landhaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. So verleihen etwa der Staffe-



giebel mit Kugelaufsatz an der zur Einfahrt gerichteten Schauseite, die sorgfältig gemauerten Tuffsteinquader und die weitgehend axial angeordneten Fenster dem Gebäude eine in ihrer Zurückhaltung vornehm wirkende Gliederung. Der überdachte Holzbalkon und die hölzernen Klappläden nehmen Bezug auf die ländliche Umgebung. Charakteristisch für das Innere ist die originale Grundrissaufteilung mit großzügig angelegtem und im Obergeschoss mit Schieferplatten ausgelegtem Mittelflur. Bemerkenswert ist zudem die weitgehend erhaltene Ausstattung, wie z.B. Türen und Fenster, dezente Deckenstuckierung, die hölzerne Kassettendecke im Esszimmer, die breiten Fußbodendielen im Obergeschoss (im Salon mit Rautenmotiv), ein Buntglasfenster im Flur und ein gusseiserner Ofen der Rheinboeller Hütte im Salon. Für die ornithologischen Studien Weinlands lag das im Erdgeschoss eingerichtete Arbeitszimmer mit direktem Ausblick auf die umgebende Natur besonders günstig.

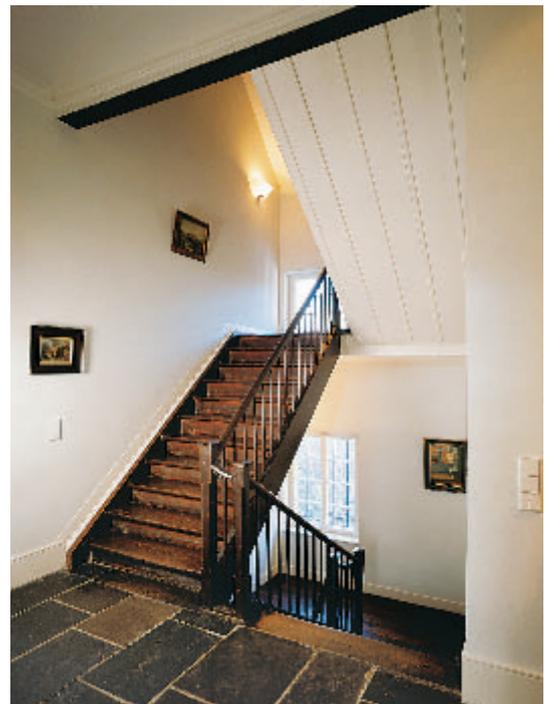
In der Zeit zwischen 1891 und 1896 entstanden die beiden Ökonomiegebäude und das Pächterhaus. Während sich der sog. Mittelbau mit seinem Treppengiebel und der Tuffsteingliederung der Schauseite am danebenstehenden Wohnhaus orientiert, wurde das Stall- und Scheunengebäude am Ende des Hofraums in Sichtfachwerk errichtet. Ein bemerkenswertes Detail ist

das mit Eselsrückenmotiven gestaltete Scheunentor.

Zum Wohnhaus und zum Pächterhaus gehört jeweils ein zum Teil von einer Mauer begrenzter Garten mit eisernen Pforten zwischen Sandsteinpfeilern. Auf einem Lageplan von 1896 ist vor dem Pächterhaus ein Gemüsegarten, beim Wohnhaus der durch ein Wegenetz gekennzeichnete Ziergarten erkennbar. Dort beginnt die von David Friedrich Weinland gepflanzte Allee, die sich aus heimischen Laubbäumen und exotischen Gewächsen zusammensetzt. Über die große Wiese führt sie hinauf zum Familienfriedhof. Eine entlang des Sporns gepflanzte Fichtenreihe sowie die große, mit Ihrem Pendant am Beginn der Allee korrespondierende Linde binden den Friedhof in die umgebende Natur ein. Das Wohnhaus wurde in den Jahren 1997–99 samt seiner qualitätvollen Ausstattung instand gesetzt.

Iris Fromm-Kaupp M. A.

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen*



Denkmalporträt



Ein Provisorium von 1950 steht heute noch Tankstelle in Friedrichshafen, Werastraße 18

Die an einer Hauptverkehrsstraße am westlichen Stadtrand von Friedrichshafen gelegene Tankstelle wurde 1950 durch die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft errichtet. Das Bauwerk entstand als „provisorischer“ Wiederaufbau einer kriegszerstörten Tankanlage. Das neue Tankwart- und Kundenhaus der Tankstelle nahm den ursprünglichen Standort des ebenfalls zerstörten Wohn- und Geschäftshauses Werastraße 18 ein und sollte bei dessen möglichem Wiederaufbau wieder entfernt werden.

Beim Tankstandort Werastraße/Ecke Friedrichstraße handelt es sich offenbar um den ersten in Friedrichshafen. 1926 war hier eine Dapolin-Pumpanlage errichtet worden, damals ein großer Fortschritt für die Betriebstechnik und Feuersicherheit des Kraftstoffverkaufs. Bis dahin war Treibstoff in Wohnhäusern oder an anderen ungeeigneten Orten gelagert und mit Eimern, Kannen und Trichtern in die Tanks der Kraftfahrzeuge abgefüllt worden. Mit den Straßen-Pumpanlagen konnte die feuergefährliche Flüssigkeit nun direkt aus den Lagertanks in die Kraftstoffbehälter der Fahrzeuge gelangen.

Die Versorgung der Automobile mit Kraftstoff über schlichte Pumpanlagen, die ungeschützt am Fahrbahnrand, oft auf den Gehwegen vor Läden oder Werkstätten, Aufstellung fanden, war noch um 1940 vielerorts üblich. Im 2. Viertel des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die Errichtung von Tankstellen allmählich zur neuen Bauaufgabe mit eigenständiger architektonischer Gestaltung. Nach dem Zweiten Weltkrieg, im Zuge der wachsenden Motorisierung, der Bewertung des Autos als Fortschrittssymbol und des Wunsches nach autogerechten Städten, wuchsen auch die Anforderungen an diese Bauaufgabe. Das äußere Erscheinungsbild der Tankstellen gewann zunehmend an Beachtung.

Die Friedrichshafener Tankstelle entspricht diesen gesteigerten ästhetischen Ansprüchen. Ihre Gestaltung folgt der Formensprache der 50er-Jahre Architektur. Das Tankwart- und Kundenhaus mit den abgerundeten Ecken, dem ebenfalls gerundeten und großflächig gegliederten Fensterband des Kundenraumes, mit der wandhohen Fliesenverkleidung der Fassaden und dem knapp überstehenden Flachdach zeigt die typischen Stil-

merkmale dieser Zeit. Das gilt gleichermaßen für das weit vorgezogene, wiederum an den Ecken gerundete, Schutzdach des Tankbereichs, dessen dünne Dachhaut auf einer Einzelstütze zwischen den Zapfanlagen ruht und mit dieser verwachsen zu sein scheint.

Die rasante Veränderung hin zu Großtankstellen mit umfangreichen Service- und Verkaufseinrichtungen hat die frühen Zeugnisse der automobilen Entwicklung nahezu ausgelöscht („Schrittmacher des Fortschritts – Opfer des Fortschritts?“, Band 60 der Schriftenreihe des Deutsche Nationalkomitees für Denkmalschutz). Als Typenentwurf der 50er-Jahre besitzt die Tankstelle daher inzwischen Seltenheitswert. Nach gegenwärtigem Kenntnisstand findet sich im Bodenseekreis nur noch in Tettngang ein ähnliches Gebäude, erfreulicherweise ebenfalls noch in Betrieb.



Für beide Tankstellen ist die Erhaltung jedoch bislang nicht gesichert. Während in Tettngang Überlegungen zur betrieblichen Umgestaltung den Fortbestand des Kulturdenkmals in Frage stellen, soll die Friedrichshafener Tankstelle einem Wohnungsbauprojekt weichen. In beiden Fällen hat das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Bedenken angemeldet und die Berücksichtigung alternativer Entwurfskonzepte gefordert, die den Erhalt der Kulturdenkmale – im ungünstigsten Fall durch Nutzungsänderung – eröffnen würden.

Cornelia Lindenberg M. A.
Obere Paulusstraße 110
70197 Stuttgart

Ausstellungen

Alamannenmuseum Ellwangen

Nach zweijähriger Bauzeit eröffnete das Alamannenmuseum Ellwangen Ende September 2001 seine Tore. Das Museum ist im Gebäude der 1593 erbauten Nikolauspflege, dem ehemaligen Armen- und Siechenhaus der Stadt, untergebracht und präsentiert auf drei Stockwerken die Kulturgeschichte der alamannischen Besiedlung des südwestdeutschen Raumes vom 3. bis 8. Jahrhundert n. Chr.



Im Mittelpunkt der Präsentation stehen die Ausgrabungsbefunde und Funde im nahegelegenen Lauchheim (Ostalbkreis), wo das Landesdenkmalamt seit 1986 kontinuierlich ausgedehnte Rettungsgrabungen im alamannischen Gräberfeld und der zugehörigen Siedlung durchführt. Dabei konnten der mit über 1300 Bestattungen bis jetzt größte frühmittelalterliche Friedhof Südwestdeutschlands, die zugehörige Siedlung mit Adels- und eigenem Friedhof in großen Bereichen untersucht werden. Das Museum ist deshalb auch in enger Zusammenarbeit mit der Landesarchäologie konzipiert worden. Eine Besonderheit in Lauchheim sind die teilweise in Feuchtbodenerhaltung überlieferten organischen Bestandteile

der hölzernen Grabkammern und der Grabfunde selbst, wie sie in Süddeutschland nur noch vom nahegelegenen Zöbingen, von Oberflacht (bei Tuttlingen) und seit neuestem von Trossingen bekannt geworden sind.

Im Eingangsbereich wird der Besucher im „Infoflur“ mit multimedialen Präsentationen auf das Thema eingestimmt. In den kleineren Räumen der beiden unteren Etagen wird die Verbindung von Objekten, Inszenierung und Information besonders intensiv betrieben. Themenschwerpunkte der Ausstellung sind u.a.: Geschichte der Alamannen, Landwirtschaft, Textil- und Holzhandwerk. Im Mittelpunkt stehen Siedlung und Gräberfeld von Lauchheim-„Mittelhofen“. Die Christianisierung wird u.a. anhand der einzigartigen Goldblattkreuze aus diesem Gräberfeld verdeutlicht und führt archäologisch bis ins frühe 8. Jh. n. Chr. – fast bis zum Jahr 764, in dem hier in Ellwangen das einzige benediktinische Kloster im nordalamannischen Raum gegründet wurde!

Als Sonderausstellung wird im Alamannenmuseum bis zum 6. Januar 2003 gezeigt:

„Die Reiterkrieger von Pfahlheim – reiche Adelsgräber des 7. Jahrhunderts im Osten Württembergs“

Zwischen 1883 und 1906 wurden in der heutigen Ellwanger Teilgemeinde Pfahlheim Schürfungen und Sondagen in einem großen völkerwanderungszeitlichen Gräberfeld durchgeführt. Die Funde werden weitgehend im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aufbewahrt, das auch diese Sonderausstellung konzipiert hat. Im Mittelpunkt steht das Phänomen der frühmittelalterlichen Reiterkrieger, für welche es im Gräberfeld Pfahlheim zahlreiche Belege gibt.

**Alamannenmuseum
Ellwangen**
Haller Straße 9
73479 Ellwangen
(Ostalbkreis)
Tel. 0 79 61 / 96 97 47
Fax 0 79 61 / 96 97 49
Dienstag bis Sonntag
10–12.30, 14–17 Uhr

Personalia

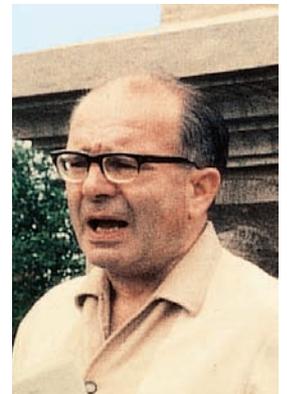
Hartwig Zürn †

In der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 2001 verstarb in Altensteig Landeskonservator i. R. Dr. Hartwig Zürn im Alter von 86 Jahren. Mit ihm verliert die archäologische Denkmalpflege des Landes einen ihren profiliertesten Vertreter und Kollegen, der in der Nachkriegszeit die Grundlagen für die moderne archäologische Denkmalpflege des Landes geschaffen hat.

Hartwig Zürn wurde am 11. April 1916 in Altensteig geboren. Nach dem Studium der Vorgeschichte und Geologie in den Jahren 1935 bis 1941 an den Universitäten Tübingen, Königsberg

und München hat er 1941 bei Prof. Dr. Gustav Riek in Tübingen mit einer Dissertation über „Die Hallstattzeit in Württemberg“ promoviert, in welcher er grundlegende Probleme der Chronologie der Hallstattzeit lösen konnte. Anschließend war Zürn für wenige Monate am Landesmuseum in Trier beschäftigt, bis er zum Wehrdienst eingezogen wurde. Er kam 1945 in russische, später in polnische Gefangenschaft und kehrte erst im April 1949 nach Stuttgart zurück.

Nach verschiedenen Tätigkeiten in der württembergischen Denkmalpflege wurde Hartwig Zürn 1954 Nachfolger von Prof. Dr. Oskar Paret als Leiter der Bodendenkmalpflege in Nordwürttemberg. Seit 1957 war er Herausgeber der „Fundberichte aus Schwaben“, die er 1972 – nach der



Gründung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg – mit den „Badischen Fundberichten“ zu den „Fundberichten aus Baden-Württemberg“ zusammenfasste.

Mit der Neuorganisation der Denkmalpflege und der Gründung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg wurde Hartwig Zürn am 1. Januar 1972 zum Landeskonservator für ganz Baden-Württemberg berufen.

Hartwig Zürn hat zahlreiche Notgrabungen durchgeführt, von denen hier nur die wichtigsten angeführt werden können: Im Sommer und Herbst 1960 musste bei Ehrenstein (Alb-Donau-Kreis) eine jungsteinzeitliche Feuchtbodensiedlung untersucht werden, deren Baugeschichte er bereits nach fünf Jahren publizieren konnte. Genannt werden sollen hier auch die Untersuchungen in der spätkeltischen Viereckschanze bei Tomerdingen (Alb-Donau-Kreis) und im keltischen Oppidum von Finsterlohr (Main-Tauber-Kreis), im keltischen Friedhof bei Nebringen (Kreis Böblingen) oder im römischen Friedhof in Stuttgart-Bad Cannstatt und in den alamannischen Friedhöfen von Sontheim/Brenz und Niederstotzingen (Kreis Heidenheim).

Im Mittelpunkt seiner Feldforschungen standen aber die Untersuchungen zahlreicher frühkeltischer Grabhügel, unter denen die Grabungen im Grabhügel bei Hirschlanden und im Fürstengrabhügel „Grafenbühl“ bei Asperg bahnbrechende neue Ergebnisse zur keltischen Frühgeschichte des südwestdeutschen Raumes erbrachten.

Die überaus umfangreiche „Fundschau“ in den „Fundberichten aus Schwaben“ bzw. „Fundberichten aus Baden-Württemberg“ bietet ein gutes Zeugnis für die zahlreichen Notbergungen im Lande und von der intensiven Fundaufnahme durch Zürn bei den Mitarbeitern der Denkmalpflege im gesamten Bereich des früheren Regierungsbezirkes Nordwürttemberg.

Seine vielseitige und umfangreiche wissenschaftliche Publikationstätigkeit ist ein beredtes Zeugnis für seine Tätigkeit als Denkmalpfleger und Wissenschaftler. Neben der Herausgabe und redaktionellen Betreuung verschiedener Publikationsreihen der südwestdeutschen Landesarchäologie belegen mehr als 100 wissenschaftliche Aufsätze und Veröffentlichungen seine vielseitigen Tätigkeiten als Denkmalpfleger.

Darüber hinaus wurde von Hartwig Zürn die systematische Erfassung der vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler und mittelalterlichen Burgstellen, insbesondere im Regierungsbezirk Nordwürttemberg, begonnen – eine Aufgabe, mit welcher er wesentliche Grundlagen für die Inventarisierung der archäologischen Denkmäler im Lande geschaffen hat. Hinzu kommen die ständige Betreuung und katalogmäßige Erfassung

und Publikation der archäologischen Bestände verschiedener Heimatmuseen des Landes.

Für Hartwig Zürn war die Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Mitarbeitern im Land ein besonderes Anliegen. Dies führte 1963 zur Gründung der „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern“, die er von 1963 bis 1974 als Geschäftsführer leitete. In zahlreichen Vorträgen, Exkursionen und Veröffentlichungen hat er für die Belange der archäologischen Denkmalpflege geworben. Seine Erfahrung und seinen Rat stellte er auch als Mitglied der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes der Wissenschaft zur Verfügung.

Seinen Ruhestand verbrachte Hartwig Zürn in Altensteig. Geprägt waren diese Jahre durch die Pflege und Fürsorge für seine nach einem Unfall querschnittgelähmte Frau. Trotzdem konnte das Ehepaar Zürn in dieser Zeit noch zahlreiche Reisen zu Kollegen in ganz Europa durchführen und tauchte auch regelmäßig auf neuen, wichtigen Ausgrabungen im Land und in benachbarten Regionen oder bei Vorträgen der „Gesellschaft“ auf.

In seinem Ruhestand konnte Hartwig Zürn auch noch verschiedene Ausgrabungspublikationen verfassen. Besonders am Herzen lagen ihm der Abschluss und die Publikation seines Kataloges „Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern“, der auf seiner Dissertation basiert und 1987 erscheinen konnte.

Dieter Planck

Abbildungsnachweis

- LDA Stuttgart (F. Pilz): Titelbild;
LDA Freiburg: 199, 200, 201, 204, 205 Abb. 13;
LDA Freiburg (J. Jeras): 200 Abb. 3, 4;
LDA Stuttgart: 209, 211, 212 Abb. 9, 213, 214, 215, 216, 239, 243, 249–256 Abb. 19, 20;
LDA Stuttgart (R. Hajdu): 256 Abb. 21, 22;
LDA Stuttgart (Th. Schwarz): 251 Abb. 4, 254 Abb. 13, 256, 257;
LDA Stuttgart (S. Günther): 243–248;
LDA Stuttgart (J. Breuer): 210 Abb. 4;
LDA Stuttgart (F. Pilz): 209, 212 Abb. 8; 213 Abb. 11, 214 Abb. 13, 215 Abb. 15, 216, 217, 219, 220, 222 Abb. 2, 224 Abb. 5, 238, 241, 242;
LDA Stuttgart (O. Braasch): Nr. 8112/035-01: S. 205;
LDA Tübingen: 218 Abb. 22;
LDA Tübingen (J. Feist): 259–262;
FMPA Stuttgart (G. Grassegger): 227–231;
Privat: 265;
Alamannenmuseum Ellwangen: 263;
Aus: Denkmaltopographie Baden-Württemberg: Stadt Staufen-Münstertal/Schwarzwald (Stuttgart 2002): 202, 203, 206;
Aus: Die christliche Kunst 1909/10: 210 Abb. 5;
Aus: R. Hedicke, Cornelis Floris und die Florisdekoration (Berlin 1913) Taf. 20, 2 S. 218 Abb. 21;
Nach J. Gromer 1993. Vorlage in: Briefe des Vogtes Simon Linkholz, Staatsarchiv Ludwigsburg: S. 239 Abb. 2.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513
www.landесdenkmalamt-bw.de

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07 735) 30 01
Telefax (07 735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-66

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon (07 071) 9 13-0
Telefax (07 071) 9 13-201